

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Erpfluchen	273
Das Heilige Wagnis. Von Eduard Selbbed	280
Delphi. Von Adolf Selberj	292
Das Gebilde. Von Siegfried Trebitsch	306
Schauspielschule. Von Maria Meißl	305

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 3 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5, Optima 10

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

D. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Dietische Anstalt mit neuerbautem höchsten Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Kurmittel-Haus

für alle physikalischen Heilmethoden in

Herrliche Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

Herrliches Klima.

MURATTI

Cigaretten

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen Jeder Art.
 Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eisweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1912 — 14,527 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



Berlin, den 30. August 1913.

Triptychon.

Aus Germaniens Märenwald. Urboßheit nur oder Pfahlblindheit kann behaupten, daß die durch Auslese und Lebensleistung, nie durch Gunst noch Zufall auf hohen Ehrensth gehobenen Kernmänner, die uns regiren, je irgendeine Gelegenheit zu Fehlern, Mißgriffen, plumper Thorheit versäumen; daß sie nicht jede im Dunkel, in Nebelmeeren noch mit staunenswerthem Scharfsinn erspähen. Aus dem Bäckerduzend der Beweise, die jeder Tag liefert, wähle ich einen, dessen Spur noch in der Presse umschnüffelt wird. Der Deutsche Kaiser hat den Römern einen Marzipan-Goethe, den Vereinigten Staaten einen Theater-Fritz, den Norwegern einen über alle Beschreibung scheusäligen Sognkönig Beles geschenkt. Drei Puppen ohne Kunstwerth, zwei davon unter jeder Kritik; alle drei den Empfängern unwillkommen. Der klug Gewissenhafte mußte dem Reg und Imperator sagen: „So gehts nicht. Diese aus guter Meinung kommenden Geschenke verstimmen nur. Eure Majestät möchte ja auch nicht von Höflichkeit gezwungen sein, sich ein nagelneues schlechtes Riesenstandbild aus Siam oder Alaska vors Fenster zu stellen. Die Sachverständigen finden den Kram gräulich und streicheln den Glauben wach, daß in Deutschland Besseres nicht gemacht werde; und die Völker wollen ihre sichtbarsten Plätze ausstatten, wie es ihnen, nicht, wie es Anderen paßt.“ Keiner thut den Schnabel auf. Also wird weitergeschenkt. Weil der biedere Beles sich langweilen könnte, kommt sein Eidam

Fridhthjof zu ihm an den Sognefjord. Auch ein übel gehautes Bild; das zwischen den Steinscheusalen des berliner Thiergartens nicht auffiele, vor der nackten Majestät nordischer Natur aber, wie auf dem Scheitel des Pilatus ein Hundshäufchen, das Auge ärgert. Obendrein die allzu ewig währende Erinnerung an ein schwächlich verfrömmeltes Märchen, das weder mit der Geschichte noch mit der großen Saga Norwegens irgendwelche Gemeinschaft hat und auch in der Darstellung des Schweden Tegnér nur für Untersekundaner und zwischen Schlagfahne und Abenteuertraum schwankende Mädel taugt. Enthüllung in Balholmen. Auf dem Festplatz vor dem Denkmal nirgends eine einzige deutsche Fahne. Dreihundert Deutsche, die der Feier zusehen wollen, werden von dem bremer Lloydampfer „Der Große Kurfürst“ ausgeboten, dürfen aber an dem auf der Weihewiese errichteten Steg nicht landen (der, heißt's, ist nur für die Norweger und für den Kaiser, dessen Ankunft aber erst in zwei Stunden erwartet wird), sondern in Geduld harren, bis die Lloydmannschaft einen neuen Steg fertig hat. Wilhelm kommt, wird vom König Haakon empfangen, doch sein Gruß nur von einzelnen Grüppchen erwidert. Er redet über die Empfindenseinheit der indogermanischen Völker (in die der ekkige Fridhthjof sicher nicht paßt) und muß dann hören, daß in der Antwort Haakons (der wahrscheinlich eben so wenig wie wir Ungekrönten weiß, was Abb & Posth sich bei der Fabrikation dieser Rede gedacht haben) sein Thema nicht von einer Silbe gestreift wird. Unangenehm (sprich: „Unennehm“), mit dem Angebot der Empfindenseinheit, als Kaiser, aus fremdem Land nicht das leiseste Echo zu wecken. In Norwegens Zeitungen ist zu lesen, daß die Fjordberge keinen Fuß brauchen, ihr Boden für die Reihung einer Puppenallee nach berliner Muster nicht geeignet sei und man auch nicht allzu oft starke deutsche Geschwader dort sehen möge. Darob ergrimmen die Deutschen und zeihen Norwegen schnöder Undankbarkeit. Schelten aber aus dem falschen Fenster. Das Beispiel Wilhelms, der in jedem Juli mit einer bunten Herrengesellschaft nordwärts fährt, hat die Zunahme des Fremdenverkehrs (für die, auch ohne solchen Propeller, unsere Rhedereien gesorgt hätten) vielleicht ein Bißchen beschleunigt. Des Kaisers Troß und die Marine bringen Geld ins Land; einen in der Enge ansehnlichen Haufen, wenn das Gewimmel so breit ist, daß, wie jetzt ge-

schah, fünfhundert nackte Matrosen bei einem „Schwimmfest“ paradiren können. Mit Geld aber ist das herrliche Reich Norge nicht zu ködern; sonst hätte es seine ungeheuren Wasserkräfte, bei deren Hingabe sichs doch um ganz andere Summen handelt, nicht standhaft bisher stets dem fremden Kapital geweigert. Dieses Land hat keine Fremdenindustrie, will keine haben und wehrt sich gegen die Herrschaft einer Bourgeoisie, die für Geld Alles macht, nicht minder kräftig als gegen die ältere Form der Prostitution. Da hausen feste, fest in sich verriegelte Menschen von starkem, doch nie über den Rand des Seelengefäßes fließendem Gefühl und unausrottbarem Freiheitbedürfniß. Die wollen lieber, aufrecht auf sehnigen Beinen, arm bleiben als sich behaglich in Luxusgewöhnung betten, die sie von fremder Laune abhängig macht. Die haben, wider den Rath ihres Wirtschaftsvortheils, das Band, das sie an Schweden knüpfte, zerschnitten, sehen neidlos seitdem das Nachbarreich ausblühen und Frieden sich in die stolze Frommheit des Bewußtseins, nach eigenem Willen fortan ihr Schicksal gestalten zu können. Sie wollen nicht in Verbrüderungszonen gezerrt werden, nach denen ihr Herz nicht langt; wollen nicht in den Briten, denen sie sich näher als den Deutschen fühlten, den Glauben nähren, Norge sei bereit, seine Fjords und Küsten im Kriegsfall dem Feind Englands zu gönnen. Wollen neutral sein, in jedem Streit, den nicht ihr Interesse fordert, der Schutzlinie fern; auch nicht artig genöthigt, an ehrwürdigen Stätten ihres Naturkultes steinernes Spielzeug aufzubauen, das Diesen, weil ihnen für Theaterreden mit gespreizten Beinen, dicken Schenkeln und weibisch gewölbtem Becken der Sinn fehlt, noch auf dem Markt eines Duzenddorfs mißfiel. Der König kann nichts erwirken, nichts hindern; hat nicht ein Zehntel der den Präsidenten in Washington oder Paris, den Häuption der Hansestädte gewährten Macht; muß froh sein, wenn in ihm das Vänenthum sich mählich ins Norgische färbt und er nicht, als dem Volkswillen untaugliches Werkzeug, an den Sund heimgeschickt wird. Die Nordlandsmänner würden sich schämen, vor ihm, der für anständige Haltung und bescheidene Repräsentation bezahlt wird, sich knechtisch zu bücken, und derb dem Bengel das Ohrläppchen kneifen, der andächtig gaffte, wenn Haakons Frau auf dem Zweirad durch Kristiania's Straßen fährt. Und diese würdige, ernste, im tiefsten Wesenskern sitzliche Menschheit, der die bebänderte

und bewimpelte byzantinisch-neudeutsche Gloria, das Prozen und Duden, der Stuckplunder und die alltägliche Flaggengala so widrig sind, wie dem Urgermanen spätrömisches Gaukelwerk war, dem Nüchternen alkoholischer Dunst immer sein wird, diese nicht früh und spät nach der Profitmöglichkeit ausspähende Volkheit soll ihr Gefühl fälschen und den reinsten Born ihres Wollens vergiften, weil sonst ein paar bergener Proviantlieferanten nicht in jedem Sommer vier Wochen lang die breite Tasche füllen könnten? Dann wäre sie ein Gebild aus Wichten, nicht das letzte Aufgebot edel männlichen Germanenthums, dem der Gewissenshort nicht um alle Schätze Niflheims feil ist. Wilhelm kennt dieses Volk nicht. Herr von Treutler, ders kennen müßte, hütet die Zunge. Konsul Mohr, ein bethulicher Fremdkörper, und die talentlosen Pinsler, mit denen der Kaiser dort verkehrt, wissen oder sagen nicht, was ist. (Nicht Einer hat auch nur den Muth gehabt, ins Neue Palais den Rath zu senden, das Denkmal, wenn durchaus eins sein müsse, einem norwegischen Künstler aufzutragen. Die können, wie das seltsam schöne Steinbild des Mathematikers Abel auf dem Weg nach Haakons Schloßchen zeigt, mehr als der Durchschnitt unserer Hofberniniß. Und der Auftrag wäre als eine Ehrung norgischer Kulturhöhe empfunden worden.) Wüßte Wilhelm, was ist, dann dürfte er sich für einen gern gesehenen Gast, nicht für den Liebling der Nordmänner halten; würde ihnen weder Geschenke noch Optionen ausdrängen; die deutsche Kriegesflotte nicht so oft und so lange zeigen; ihrem stillen, stolzen Selbstständigkeitsdrang überlassen, wo sie im Fall anglo-deutscher Machtzwiste ihren Platz wählen wollen; und, wenn er aufrichtigen Dank ersehnt, ihnen von Rußland unzweideutige Versicherung vermitteln (die ja auch uns nützlich wäre: weil das Deutsche Reich, über Finlands Grenze hinaus, skandinavische Häfen unter Rußenherrschaft nicht dulden dürfte). Was ihm vorgemacht wird, ist Hofuspotus; und die Frucht seines freundlichen Mühens: Mißstimmung auf beiden Seiten. Wer sagt's ihm? Daß Liebe nicht zu erzwingen ist und der leckerste Bissen der Zunge nicht schmeckt, der er von fremden Fingern zwischen das Zahngitter geklemmt wurde? Wer? „Majestät braucht Sonne.“ So leben wir. „Médiocre et rampant: et l'on arrive à tout.“ Figaro hat Potsdam geahnt.

Flügel; ins Goldland gespreitet. Das Neuste aus Plundersweilern; oder: aus Selwyl'a? Aus Berlin W 8. Die Kaiserliche

Regierung hat den Vorschlag abgelehnt, die Mitwirkung des deutschen Gewerbes zu der Weltausstellung zu erlangen, die, als Nebenfeier der Panamakanalöffnung, fürs Jahr 1915 auf dem Gelände der Stadt San Franzisko geplant ist. Sie muß es dreimal sagen, ehe man's glaubt. Jeden ernstern Menschen ekelt der Meßbudenlärm; von zehn nationalen oder internationalen Ausstellungen sind mindestens neun unnöthig, unnützlich; nur Vorwände für Kneipenwirth, Ordenstreber, Hurenkrämer. Schade um die Unsummen, die unsere Industrie schon in diese Tümpel geworfen hat. Steigerung des Absatzes? Von Bier, Wein, Schnaps und Syphiliskeimen: sicher. Alles Wichtige: Quark; Europa weiß, ohne Jahrmarktprunk und Kitzelmädchen, wo sie kaufen kann. (Die Kommission, der Herr Goldberger mit kluger Hingebung präsidiert, wäre nicht einen Tropfen Tinte werth, wenn sie nicht sehr viele Ausstellungspläne vereitelte und für anständige Vertretung Deutschlands auf den unvermeidlichen Messen sorgte.) War jemals aber irgendwo eine Ausstellung denkbar, konnte der schwärmende Phantast oder das nüchterne Kaufmannshirn eine träumen, zu der das Deutsche Reich, noch um den Preis eines Millionenhügels, mitwirken müßte, dann ist's die für die Küste des Stillen Ozeans vorbereitete. Erster Grund: das Ereigniß, dessen Feier die world's fair heißen soll. Der uns fast schon angestammte Theobald liest ja (richtige Bücher) und gilt Manchem deshalb als ein Träger deutscher Intelligenz, dessen klumpiges Fehlerbündel der Blick nicht durchstöbern dürfe. Solches Gipfelchen hat gewiß auch den Cetermann intus. Februar 1827. Bei Tisch spricht Excellenz von Goethe über den Panamakanal, dessen Bedeutung ihr Humboldt's Schrift aufgehell't hat. „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen jeder Ladung und Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze Menschheit, civilisirte und andere, sich unberechenbare Resultate ergeben. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten sich die Möglichkeit entgehen ließen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Vorauszusehen ist, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits von den Felsengebirgen in seinen Besitz genommen und bevölkert haben wird; ferner, daß an dieser

ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur schon die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach große Handelsstädte entstehen und den Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und China nebst Ostindien vermitteln werden. In solchem Fall wäre es aber nicht nur wünschenswerth, sondern fast nothwendig, daß sowohl Handels- wie Kriegsschiffe zwischen der westlichen und der östlichen Küste Nordamerikas eine raschere Verbindung unterhielten, als bisher, durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Hoorn, möglich gewesen ist. Für die Vereinigten Staaten ist es unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben; aber ich werde nicht. Zweitens möchte ich die Herstellung einer Verbindung der Donau mit dem Rhein erleben. Und drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben; und es wäre wohl der Mühe werth, ihnen zu Liebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten.“ Unsere Ehrfurcht staunt scheinbar vor dem fernem großen Deutschen, der aus so ruhiger Zuversicht den Briten Suez wünscht; zärtlicher vor dem majestätischen Menschenverstand, der so weit vorausschaut und sich niemals des Bekenntnisses schämt, daß er die Sache der Menschheit der nationalen voranstellt. Sein Sehnen wird nun Erreichniß. Panama öffnet die Schleusen: und vom Atlantischen geht's, durch den Golf von Mexiko, in den Stillen, aus dem Stillen Ozean, durchs Karibische Meer, in die Atlantis. Vier Erdtheilen dämmert eine Stunde von ungeheurer Bedeutung. Wir werden von drängender Höflichkeit gebeten, neben der Wolkenwiege, im Behang unseres ganzen Vermögens, zu stehen: und wollen nicht. Stellt Euch vor, daß vor zweihundert Jahren Papin, vor hundert Fulton die Deutschen aufgefordert hätte, die Wehen der Dampfschiffahrt, als ein Welt-schauspiel, zu weithin sichtbarer Anzeige ihres Könnens zu nützen; wärs nicht sträfliche, unverjähbare Dummheit gewesen, solchem Ruf sich zu versagen? Zweiter Grund: Wirtschaft, Theobaldur! Vom ersten Januar bis zum ersten August 1913 hat unser Handel Waaren gewälzt, deren Werthziffer die Firnhöhe von zwölftausend Milliarden Mark überkletterte. Für den Zeitraum von sieben Monaten ist's immerhin Etwas. Auf solche Leistung ist der Mecha-

nismus, ist auch der Lebensstand der Volksmasse eingestellt; und das Reich würde flech, wenn es sich in Enge zurückpferchen müßte. Der Kanal entriegelt dem Handel Europens eine neue Welt; nicht nur China und Ostindien, die Goethe erwähnt (und die über Panama viel schneller noch als über Suez erreicht werden können), sondern die ganze Westküste Amerikas, von den Aleuten bis an die Magalhaesstraße. Da ist wirklich einmal, nicht nur auf dem Papier offiziöser Zeitungen, Neuland; ein dem Auge unermeßliches Absatzgebiet. Was wir bis heute nach Westamerika verfausten, war kaum der Rede werth. (Auch die in den Vereinigten Staaten eingehandelte Summe nicht gar so gewaltig, wie Mancher meint; von siebenzehn Milliarden, die Onkel Sam im Jahr 1912 für eingeführte Stoffe und Waaren ausgab, haben wir hundertachtzig Millionen Dollars bekommen.) Das könnte sich rasch wandeln, wenn der Wasserweg nach Alaska, Westkanada, Kalifornien, Mexiko, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, Argentinien um ein beträchtliches Streckenstück gekürzt ist. Der Westen blüht auf; ihm mehrt sich das Bedürfniß und die Möglichkeit, es zu sättigen. Und wer's irgend erschwingen kann, fährt aus Ostasien vor's Goldene Thor der Franziskusstadt; um zu sehen, was er sonst wohl niemals sähe. England geht auch nicht hin? Seine Sache; und ein ganz anderer Fall als unserer. Den Briten ist, erstens, durch die Umgehung eines Versprechens, die Freude an dem Kanal getrübt worden; sie könnten, zweitens, weil für die Schwerindustrie und den Schiffbau von drüben nichts zu holen ist, kaum viel mehr als Textilwaaren (und Worcester'sauce) ausstellen; und dürfen sich drum, drittens, freuen, wenn ihre Abstinenz erwirkt, daß auch Deutschland, der gefährlichste Wettbewerber, der Triisko-Messe fern bleibt. Wir haben Ursache, über die Amerikaner zu klagen? Weil ihre Zölle und Einfuhrbestimmungen nicht so sind, wie sie in unseren Kram passen würden? Unsinn. Sie wahren, nach hellster Einsicht, ihren Vortheil; und wären Narren, wenn sie unsrem nachfügen. Der wird gewahrt, wenn wir dem Nord- und Südwesten der Neuen Welt und zugleich den Ostasiaten zeigen, was wir leisten; daß wir seit Saint Louis schon wieder vorwärts gekommen sind. Und durch die Mitwirkung zum Glanz der Weltmesse wird der Wunsch eines Volkes erfüllt, das uns im vorigen Jahr für Waaren siebenhundert Millionen Mark gezahlt hat; das Übermillionen

deutscher Menschen nährt und hunderttausend reich werden ließ; daß deutschen Schiffahrtlinien noch nie Konkurrenz bereitet hat, in jedem Sommer unsere Heimath mit einem Goldstrom düngt und, trotzdem unsere Presse ihm dummdreist in sein öffentliches Wesen dreinredet, es alltäglich überlaut, mit dem ihr theuren Heuchlerpathos, fortwuchernder Fäulniß zeihet und jeden newyorker Klatsch ins Gigantenmaß bauscht, der deutschen Kultur und den deutschen Römmlingen stets freundlich gelächelt hat. Diese große, von Kraft und Wagemuth strohende Nation ladet uns zur Feier der Stunde, die sie dem Ziel ihres Sehnsüßes nähert: der Herrschaft über die Märkte West- und Südamerikas und Ostasiens (der einzigen Länder, die sie ernsthaft interessiren); spricht zu uns: „Zeiget den Kunden von morgen, neben uns, unter genau den selben Meßbedingungen wie wir, was Ihr vermöget.“ Und wir antworten: „Danken für Backobst; wir haben zu oft ausgestellt, von Saint Louis nicht genug Nutzen gehabt und sind müde.“ Quatsch und Frevel. Anstandspflicht und Gewinnsucht münden in den Befehl, am Stillen Ocean eine Ausstellung deutschen Kulturstandes zu bereiten, wie nie eine war. Eine, die nicht von Zufallsgünstlingen, dekorativen Geheimräthen ohne Hirnschmalz und anderen Stümpfern gerüstet wird, sondern von Alldeutschlands tüchtigsten Männern. Saint-Louis war Hoffache; San Francisco sei Volksjache. Armee und Marine, Wasser- und Luftschiffahrt, Malerei und Plastik, Architektur und Kunstgewerbe, Maschinen und Chemikalien, Webwaare und Konfektion, Puz und Spielzeug: Alles muß hin; nichts, was die Erinnerung an das in Philadelphia von Reuleaux gesprochene Rügewort „Billig und schlecht“ nach achtunddreißig Jahren auffrischen könnte. Bauet das älteste Bremen, Danzig, Nürnberg auf die kalifornische Landzunge; und vergesset Chorin und Pares nicht. Lasset tresviri, die kundigsten, unbefangenen, selbstherrlich bestimmen, was aus jedem Bezirk deutschen Schaffens zur Schau gestellt werden solle. (Für die Wehrmachtprovinz Generaloberst von Bülow, Admiral Graf Baudissin, General von Wandel; für Kulturwissenschaft und Kunst Lamprecht, Lippß, Graf Kessler; für Sozialpolitik Legien, Naumann, Stinnes; und so weiter.) Bittet den Fürsten Bülow, als höchster Repräsentant dem Unternehmen vorzustehen. Werbet Herrn Max Reinhardt mit seiner besten Mannschafft für die Ausführung der wirksamsten Dramen von Sophokles, Shakespeare,

Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Ibsen. (Als Kanzler würde ich vom Reichstag in jedem Haushaltjahr dreihunderttausend Mark zur Stützung eines deutschen Schauspielhauses fordern, das den Vereinigten Staaten werden müßte, was ihnen heute die Metropolitan Opera ist; und gewiß sein, damit germanischer Kultur einen reichlich zinsenden Dienst zu leisten.) Nicht ein Hundertel des mustergiltig in Deutschland Gefügten ist drüben bekannt noch gar in seinem Werth recht gewürdigt; weder die Massenwaare des Modetands, der nun einmal verlangt wird, noch, zum Beispiel, die Thierplastik unseres mit durerischem Handwerksernst und durerischem Gestalterfrohsinn begnadeten Meisters August Gaul, dessen Skulptur, wenn sie aus Paris oder London käme, mit Goldbarren ausgewogen würde (für dessen Figurenfülle in Berlin aber Hof, Staat und Gemeinde keine Aufträge hat). Wie keine je war, muß diese Ausstellung werden. Danach verbitte Deutschland jede Einladung und bleibe zehn Jahre lang still zu Haus.

Herr Ballin hat die Wichtigkeit der Sache erkannt und sich tapfer drum mit dem Vorschlag hervorgewagt, die Ausstellung ohne die Hilfe der Königl. und Kaiserl. Regierung zu machen. Tapfer; denn er wußte doch wohl, daß aus dem Großmaul mit den Letternzähnen und den Holzpapierlippen ihn die Oeffentliche Meinung anspucken werde: „Du, oller ehrlicher Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, willst von unserem Gewerbe nur neuen Transporttribut erlisten, Deine Dividende, also auch Tantieme, erhöhen oder Deine Reservenissen noch dicker aufpolstern; denkst, in der Patriotenmumme, nicht an das Deutsche Reich, nur an Deine Atlantic-Imperatoren und schwimmenden Speicher.“ Das ist des Landes Brauch. Wer die gewissenlose Demagogie einer Steuermachei tadelt, die dreihunderttausend Menschen eine Milliarde abpreßt, schimpft, weil er sich von der Zahlungspflicht wegdrücken will. Wer ein Unternehmen empfiehlt, giert nach Gewinn. Sei, Deutscher, in alle Wege sicher, daß von Zehntausend kaum Einer sich in den Glauben raffen werde, Dein Handeln sei aus lauterem Wollen gezeugt; daß man Dir das albernste oder stinkigste Motiv eher als ein anständiges zutrauen wird. Um so sicherer, je öfter Du dem Reich zu nützen, deutsches Wesen zu fördern vermochtest. Uneigennützig sind, in selbstloser Keuschheit prangen nur die Reinen, die nachts und mittags Meinungen in die Rotirma-

maschine liefern. Diesen Zustand kennt kein anderes Reich. Herrn Ballin wird der Terror nicht einschüchtern; höchstens stimmen, die Liste der Schimpfer neben die der auf Meer und Ozean gratis Gefahrenen und Gefütterten zu legen. Er gehört zu den paar genialischen Unternehmern, denen, weil sie, weit über den Aktienbezirk hinaus, wohlthätig gewirkt haben, die deutsche Menschheit Dank schuldet, und braucht ihn nicht hastig, wie der Croupier den Spielbankgewinn, einzuharken. Er, der für die Dämpfung des anglo-deutschen Zwistes sich mehr als irgendein Anderer geplagt hat, merkt, daß nur leichtfertige Thorheit rathen kann, uns jetzt in Englands Tauschlinge von Amerika und Ostasien fort schleppen und Frankreich die neue Weide, die fettste, die noch blieb, abgrasen zu lassen. Und sein Ansehen ist in den Hauptrevieren der Industrie und des Handels so mächtig, daß ihm die Aufzüttelung der Müdesten gelingen kann. Warum aber wollen wir auf den Zuschuß und den Nimbus des Reiches verzichten? Da sie doch ohne überwältigende Anstrengung zu erzwingen sind? In der Handelspolitischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes sitzen die Herren von Körner, von Göbel und andere leidlich verständige Leute. Unterstaatssekretär Zimmermann möchte Botschafter in Tokio werden (wo es mit dem Grafen Rex, Bethmanns Studienfreund und Günstling, nachgerade, wie hier oft vorausgesagt wurde, doch nicht mehr geht); und mag dorthin, trotz der Konsularerziehung und dem burschifosen Lebensrhythmus, wohl eher taugen als auf den Sitz, der breiteren Wissensumfang, feinere Witterung und höhere Initiativkraft verlangt. Will er, der unter Knappes kluger Führung Ostasien kennen lernte, auf dem beinahe schon verschütteten Grundstein Mummis weiterbauen, mit der Wirthschaft sich also mehr als mit hoher, allerhöchster Politik beschäftigen, dann muß eine Weltausstellung, die über den Pacific winkt, ihm willkommen sein. Und Busche, der ihn in der Wilhelmstraße ersetzen soll, weiß, was aus Westamerika zu holen wäre. Alle Gescheiten, von den beiden Klemens bis zu Rheinbaben und Richter, von Colmar Holz bis zu Sally Loewenseld, von August Eulenburg bis zu Paul Schwabach (von Mexiko), sind verpflichtet, sich für den Plan einzusetzen. Ultima ratio: Wilhelm könnte, auf seinem neuen Prunkschiff, das der Vulkan im Lenz 1915 aus aller Probefährniß haben kann, am Goldenen Thor landen und die deutsche Ausstellung eröffnen. Solche Reise brächte,

wenn weise Vorsicht sie besonnen hätte, reicheren Ertrag als die Fahrten nach Konstantinopel, Jerusalem, Korfu, Trondhjem.

Das Mittelbild; aus der Reichswehengeit. Emile Ollivier ist gestorben. Am Mittelmeer wollte er, im Bannkreis der marseiller Heimath, bestattet sein und als Grustzier wählte er eine Marmortafel, der, über dem Namen des Ruhenden, der Satz eingemeißelt werden sollte: „Une grande espérance dans une grande paix.“ Der große Friede des Grabes ist dem Greis zu gönnen, der einst selbst eine große Hoffnung war. Ein beredter und berühmter Advokat und Sprecher im Corps Législatif. Gründlich gebildet und aus den sichtbarsten Kulturquellen getränkt. Er kennt geistliche und weltliche Rechtsfajung, Buonarotti und Rafael, Racine und Lamartine. Sehr französisch (mehr mediterränisch als gallisch) und dennoch durchaus nicht den Preußen feind; noch im März 1867 hat die Möglichkeit deutscher Einung, die nach Königgrätz nur unter preussischer Spitze denkbar schien, ihn nicht geschreckt. Erfinder und Finder des empire libéral, des dicht von der Verfassung umgitterten Kaiserthumes, von dem Louis Napoleon Bonaparte-Beauharnais (Holländer, nicht Korse, blonder, nicht schwarzer Bonaparte) sein letztes Heil erhoffen lernte. Als Abgeordneter hat Ollivier 1863 aus dem Mund seines Kaisers gehört: „Ich werde stets konsequent bleiben. Da ich für Italiens Unabhängigkeit gekämpft, für Polens Auferstehung gesprochen habe, muß ich auch da, wo sich um die deutsche Frage handelt, meinem Gefühl und Grundsatz treu sein.“ Dem, was der Deutsche „Nationalitätprinzip“ nennt. Der verschämte Absolutismus hint: schnell also die Probe von dem Gegentheil. Frankreich ist aus Mexiko gewichen, hat für den Papst und die Polen nichts Rechtes zu thun vermocht und muß die Rache für Sadowa auf Eis legen. Eugenie ist verhaßt, Rouher verbraucht. Ollivier soll das neue Ministerium, das volksthümlich liberale, bilden. Am zweiten Januar ist's fertig. Der vierundvierzigjährige Marseiller wird Präsident und Justizminister. Sein erster Schreck ist das Duell, in dem Prinz Pierre Bonaparte einen Schimpfgehilfen Rocheforts erschießt. Sein erster Bluff, auch noch im Januar, der Vorschlag allgemeiner Abrüstung, den Bismarck, den Virchow und Genossen zu Graus und Grimm, ohne Säumen von seiner Amtschwelle weist. Ein Jahr zuvor hat der spanische Staatsrath Salazar in einer Brochure empfohlen, den Erbprinzen Leo-

pold von Hohenzollern auf Spaniens Thron zu setzen. Im April 1869 ist der Plan an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gekommen und von ihm, im Namen seines ältesten Sohnes, höflich abgelehnt worden. Nach dem freien, vom Hausgesetz verbürgten Recht der fürstlichen Linie, die mit der königlichen nur einen Stammvater (aus dem dreizehnten Jahrhundert) gemein hat und aus eigenem Willen, ohne erst in Berlin anzufragen, jede Krone annehmen und ablehnen darf. Graf Benedetti, Frankreichs Gesandter, soll den Bundeskanzler aushören: und erfährt, daß König Wilhelm nicht zugestimmt hätte, die Sache aber schon ohne seinen Widerrath abgethan sei. Noch nicht; trotzdem sie älter ist als Salazars Schrift. Daß Leopold in Madrid willkommen sein würde, hat schon im November 1868 die Neue Freie Presse erzählt; und den Erbprinzen, den Eidam des Königs von Portugal, auf Kosten seines Bruders, „des Rumänenfürsten von Bratianus Gnaden“, gelobt. Eugenie, die Spanierin, ist für Don Carlos, ihr Louis (heimlich) für den Prinzen von Asturien. Doch beide Großmütter Leopolds waren Basen Napoleons und Fürst Karl Anton ist ihm eng befreundet: vielleicht gehts, trotz lauten und leisen Widerständen, mit Leopold. Im September 1869 führt Werthern, Preußens Vertreter in München, Don Eusebio di Salazar y Mazaredo in Karl Antons Weinburg. Als vom Ministerpräsidenten Marschall Prim und von den Cortes des Königreichs Bevollmächtigter bietet der Spanier die Krone Iberiens an; zuerst dem Rumänenfürsten, der als Gast in der Weinburg weilt, dann, nach Karls unbedingter Weigerung, dem Erbprinzen. Der zaudert; hängt den Entschluß an drei Forderungen, deren Erfüllung Sybel in der „Zukunft“ einst „unmöglich“ genannt hat: keine Gegenkandidatur, einstimmige Wahl, unerschütterliche Freundschaft mit Portugal. Pause. Ollivier ist schon im Amt, als Bismarck nach Bukarest schreibt: „Der politische Horizont hat, von Berlin aus gesehen, augenblicklich eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts von Interesse darüber sagen läßt und ich nur den Wunsch hege, daß kein unerwartetes Ereigniß das neubelebte Vertrauen auf den allgemeinen Frieden in Frage stellen möge.“ Kommt der Wunsch aus dem Herzensschrein? In der letzten Februarwoche pocht Salazar zum dritten Mal. Wilhelm ist schroff gegen die Annahme, die ihn ein Abenteuer dünkt; Kronprinz Friedrich Wilhelm warnt den Vetter Leopold vor Bismarck, der jetzt vorwärts treibe, doch im Nothfall nicht

helfen werde. Am vierten März lehnt Leopold noch einmal das Angebot ab. Vielleicht ist Friedrich, des Sigmaringers dritter Sohn, willig? Der zweite liest in einem Brief des Vaters: „Da in Spanien avant tout ein katholischer Hohenzollern gewünscht wird, so habe ich Fritz, im Fall seines Einverständnisses, vorgeschlagen. Ich hoffe, daß er sich dazu bestimmen lassen wird. Doch ist Alles erst im Werden und das Geheimniß muß vorläufig gewahrt bleiben. Deine liebe Mutter wird es einen ungeheuren Kampf kosten; aber sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen. Auch Dies ist ja eine unbegreifliche Fügung der Vorsehung.“ Fritz will auch nicht. („Dein Bruder hat so wenig Ehrgeiz, daß ich nicht mehr an die réussite der Thronandidatur glaube. Der König will nicht befehlen, Fritz aber ohne Befehl sich nicht dazu entschließen. Man muß die Sache also fallen lassen. Ein großer historischer Moment für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Moment, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals wiederkehren wird! Die äußerst interessanten Verhandlungen können nun bei den Alten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird.“ Aus Briefen Karl Anton's.) Der alte König selbst, dem die Geschichte längst unheimlich ist, telegraphirt, zweimal, an Prim: Endgiltig abgelehnt. Bismarck hat wunde Nerven und antwortet auf jede Frage, er könne nichts thun; Prim müsse sich direkt an den Prinzen wenden. Ist aber „mit dem Fehlschlag sehr unzufrieden“: sagt Karl Anton; und tröstet sich, am zweiten Juni, mit neuer Hoffnung: „Die Sache ist noch nicht ganz aufgegeben; sie hängt noch an einigen Fäden, die aber schwach wie Spinnweben sind.“ Lothar Bucher und Major von Versen haben aus Spanien gute Kunde gebracht; das Spiel liege für Leopold über alles Erwartungünstig. Der wird nun weich und spricht am zwanzigsten Juni zu Salazar, den Prim und Serrano, der Regent, wieder nach Sigmaringen geschickt haben, das entscheidende Wort: Ich komme nach Madrid. Erlangt auch die Zustimmung des Königs (die er nicht braucht). Inzwischen hat Olivier das Plebiszit erkünstelt, das dem Kaiser erlaubt, sich am Flackerstein einer mächtigen Mehrheit (7 gegen 1½ Millionen Stimmen) zu rösten, und den Herzog von Gramont als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten hingenommen. In die Sommerwonne p'agt die Meldung: Ein Hohenzollern besteigt den Ibererthron! Gramont denkt schon an Krieg; sagt zu dem Vertreter Rumäniens,

Frankreich werde nach der Kriegserklärung schnell den Sturz des Fürsten Karl erwirken, weil er seinem Bruder nicht von dem Wagniß abgerathen und sich damit als einen Feind des Kaisers gezeigt habe. Zwei Stunden nach dieser Drohung reist der Gesandte (Strat) nach Sigmaringen und trifft dort einen Scndling des alten Königs, der den Rücktritt des Erbprinzen empfiehlt. Leopold ist, auf Bayerns Bergen, nicht rasch erreichbar; sein Vater handelt für ihn. Telegraphirt am zwölften Juli nach Madrid an Prim, daß sein Sohn die Kandidatur zurückziehe. Und wird in Paris seitdem als „Père Antoine“ in Schänken und Singspielhallen verspottet. Strat bringt dem Herzog von Gramont die Urschrift der Verzichtserklärung. Dieser dreiste Dandy, den Lug die höchste Diplomatenkunst dünkt, hat am sechsten Juli in der Kammer gesagt: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls des Fünften setze. Wird dieser Versuch gemacht, dann werden wir, ohne schwächliches Zaudern, thun, was die Pflicht uns befiehlt.“ Seit ers las, schläft Bismarck nicht mehr; nach dem erzwungenen Rückzug aus Spanien will er seine Entlassung erbitten: „weil er die Haltung nicht vertreten will, durch die der Friede erkauft worden ist“. Da kommt, am dreizehnten Juliabend, aus Ems eine Depesche des Königs. Benedetti hat, „auf zulezt sehr zudringliche Art“ verlangt, Wilhelm solle sich „für alle Zukunft verpflichten, niemals wieder die Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen.“ Halb Sieben. Molke und Koon sitzen am Eßtisch. Zwei Fragen; rasch. Können wir schlagen? Getrosten Muthes. Sofort? Morgen lieber als im Herbst. Aus der Chamade wird die Fanfare. Auch Benedetti hat aus Ems telegraphirt; und seine Depesche, nicht die von Bismarck redigirte, wirbelt den Sturm in die pariser Kammer. „Wir sind geohrfeigt worden; das kleine Preußen hat sich erfrecht, dem Reich Bonapartes vor Aller Augen eine Maulschelle zu geben!“ Aus allen Winkeln heult: „Un soufflet!“ Thiers mahnt zu würdiger Ruhe. Gambetta, der sich schon heiser geschrien hat, heischt die Verlesung der Depesche, weil die Opposition dem Ministerium nicht traue. Olivier erklettert die Tribüne, hebt die Hand, senkt sie in die Brusttasche, zieht sie aber leer wieder heraus, da seine Mehrheit ihm brüllend verbietet, die furchtbare Depesche ans Licht zu bringen. „La dépêche!“ „Un soufflet!“ Links gellt, rechts drohnt der Schlachtrauf.

Gramont redt sich. „Ich habe die Depesche gelesen.“ Ein Bürger. Aus solchem Wortbrand wird Krieg, schrillt's aus dem Geknäuel der Republikaner; und wer weiß, ob wir gerüstet sind? Ich, spricht der Kriegsminister Lebocuf, Marschall von Frankreich; ich weiß, daß wir bis ins Kleinste fertig und erzbereit (archiprêts) sind. Der „zweite“ Vortrag. Der dritte? „Vintre l'été, le Français n'ov. d'insérer. Tag an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verantwortlichkeit. Wir übernehmen sie leichten Herzens.“ Vierzehn Tage danach ist das bei Weißenburg, Wörth, Spichern geschlagene Franzosenheer auf wirrem Rückzug; Paris von Pöbelaufständen durchtobt; Ollivier gestürzt und durch den General Grafen von Palisao ersetzt; Wilhelm's Hauptquartier auf französischer Erde. Und Père Antoine (einer der Klügsten, bescheldesten, noch im Dunkel klarsten Hohenzollern, die wir kennen) schreibt an seinen Karl: „Von Deinem Strat erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in Paris; er trug dazu bei, daß ich die Renunziation Leopold's vielleicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als ohne seinen dringenden Rath geschehen wäre. Dadurch, daß ich im richtigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Veröffentlichung der Entfugung neutralisirt habe, ist vielleicht der preußisch-französische Krieg populär und ein deutscher Krieg geworden. Durch einige Verzögerung hätte er eine dynastische Färbung bekommen und ganz Süddeutschland hätte Preußen im Stich gelassen. Ich bitte daher, Strat nicht zu tadeln, sondern seiner guten Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß Deine Gegner in Rumänien den Krieg herbeiwünschten, um Dich zu stürzen. Strat wollte deshalb den Krieg à tout prix vermieden wissen; denn auch er, wie Niemand in Frankreich, hatte nicht die entfernteste Ahnung von der ekrasanten Superiorität unserer Waffen. Napoleon hat die deutsche Einheit in vierundzwanzig Stunden zu Stande gebracht!“ Und mit ihm, mit seinem Kaiserhaus hat der Abgrund die drei Bürgen verschlungen, die leichten Herzens die große Verantwortung solchen Krieges auf sich nahmen.

„Nous l'acceptons d'un coeur léger“: die sieben Worte haben Olivier Emile Ollivier gewürgt; ihm unstillbareren Haß eingebracket als, drei Jahrhunderte zuvor, alle Teufelseien dem Olivier, der Barbier und Berather, Spürhund und Henkersknecht Ludwig's des Ersten war. Wo er schlich oder lauerte, da murrte oder gisch-tete es um ihn: „Dieser ist der Mann mit dem leichten Herzen, der

und tänzelnd ins Verderben gerissen hat!“ Staunend hat er gefragt: „Was werft Ihr mir vor? In Littrés Wörterbuch steht: ‚Leicht heißt auch, was nicht mit sittlichem Gewicht niederdrückt‘. Ich habe die Nothwendigkeit des Krieges mit reinem, unbelasteten Gewissen hingenommen; nicht leichtsinnig, sondern nur ohne den Druck sittlicher Bedenken. Das wollte ich sagen: und habe es so ausgedrückt, daß ich vor der Grammatik und vor der Moral bestehen kann.“ Vergebens. *Dépêche* und *soufflet* wurden vergessen: das dritte Schlagwort aus der Abend Sitzung Tollwüthiger überschrie noch den Jahrhundertwechsel. Wie Schicksal war's über Dem, dessen lächelnder Plaiideurmund es sprach. Und funkelt düster nun von dem weißen Marmor der Grufttafel ins zarte Dämmergrau des Mittelmeeres weit hinaus: „D'un coeur léger . . .“ Von der zweiten Januarnacht bis in den neunten Augustmittag des Jahres 1870 war Ollivier Ministerpräsident; sieben Monate und sieben Tage lang. Dreiundvierzig Jahre hat er dann noch erlebt; in sieben- zehn Bänden die Reize des *empire libéral*, seines verkrüppelten, im Steckfissen gestorbenen Kindes, zu schildern, mit hitzigerem Eifer sich zu entschuldigen oder doch mildernde Umstände zu erschwanken versucht. Das rastlose Mühen blieb unbelohnt. Von eines langen Lebens Leistung Alles weggeweht bis auf sieben Worte. Alles. Daß der Sohn des marseiller Republikaners ein berühmter Advokat, ein tüchtiger Präsekt, ein umschwärmter Kammeredner war; einer der Fünf, die im Gesetzgebenden Körper rumorten, bis der erknueten oder erkauften Mehrheit Zorn von der Lippe schäumte: Fünf wider sechzigmal Fünf. Daß er im Klerikerrecht und im Bürgergesetzbuch heimisch war, sich an mancherlei Literatur und Kunst dilettirte, Liszt's Schwiegersohn, Wagner's Freund und Patron, endlich, als der große Richard Cosima, die Schwester Blandinens Ollivier, geheirathet hatte, gar des Tristanschöpfers Schwager wurde. Daß er im Sturmschritt, ein schlanker Vierziger, alle Schanzen des Vorurtheils nahm und sich unter sieben Monden auf steiler Zinne hielt, trotzdem Rochefort ihn täglich mit giftigem Sprengstoff beschöß (der Republikaner Graf Victor Henri von Rochefort-Lucay aus den Papierscharten der Zeitung „*La Marseillaise*“ den marseiller Spießersohn, der vor den Kaiser nun, vor seinen liberalen Kaiser den Schußschild hält). Alles verhallt. Akademiker ist er: und darf im Haus der Akademie nicht reden; nicht dem Kollegen und Tot-

feinde Thiers noch ins Grab hinein das Ehrenrecht absprechen. Im Louvre selbst hört er den Grollknirschen. Als sich das Antlitz der Republik schon runzelt. „D'un coeur léger...“ Versungen. Verthan.

Olivier Emile Olivier durfte, wie John Gabriel Borkman, sich einen Bonaparte wähnen, der in der ersten Hauptschlacht invalid geworden sei, der aber bald gefunden und den die Welle dann auf die Höhe des von der Natur ihm zugeordneten Schicksals heben werde; spät vielleicht: eines Tages gewiß. Wie ein ruhloser, mit stumpfem Zahn noch verwünschter und umdräuter Wolf hat auch dieser Seelenkrüppel gelebt. War nur redseliger, als Marseiller nach Beifallsgestreichel listerner als der stille Erzträumer im Nordgebirg. Er sah, horchte in seines Wesens Schlünde tief hinein; und diktierte der neben ihm greisenden Frau Blandine. Immer neue Beschreibung des alten Geschehens; siebenzehn Bände über das in sieben Monaten und sieben Tagen, nach sieben Worten Erlebte. Ein Menschenalter lang; länger. Schaudernd sah das Auge die Bilder, die er, allzu gern, aus seinem Wehring ins Freie flattern ließ. Einer gepflegten Gule Aehnliches hochte da, dem die Worte flink von der Lippe tropften; und unter den Fingern der Alten, deren Jugend Franz Liszt im Schoß einer Gräfin gezeugt hatte, ahnte der Betrachter das Gefnarr, Gerassel, Geplapper der Schreibmaschine. Die Stimmung einer auf dem höchsten Grat in Kirchhofs-komik umgeknickten Tragoedie. Ein geschäftig um die Oeffnung des nationalen Hörganges Bemühter, von dessen Redegeßüßer diese Nation nur sieben Worte in die Ohrmuschel kapselt. Ein Wecker, den der nach Ruhe langende, nach kühlem Vergessenstrank lechzende Gesamtwille in endlosen Schlaf weist und der, immer, doch wiederkehrt und sich für den wichtigsten Wachtbienst anbietet. Olivier durfte behaupten und konnte aus Alten beweisen, daß er nicht für den Dreibund Frankreichs, Italiens und Oesterreichs gegen Preußen war, niemals in Kriegswagniß strebte und daß ungefähr um die selbe Stunde, auch wenn er nie gelebt hätte, der Feldzug gekommen wäre. Aber er hat gelogen: als er Minister wurde; getrogen: als er einen Haufen gefälschter Stimmzettel für die Grundmauer ausgab, die ein Kaiserreich tragen könne. Keines sittlichen Bedenkens Last wälzte sich je auf das Herz des Advokaten, der sich in den Entschluß streckte, einer Volkszukunft Bürge zu werden. Und diese Totsünde hat Chronos grausam, unerbittlich an ihm gerächt

Das Heilige Wagniß.

Die ideale Forderung, die Amerika durch die Begründer und Erhalter seines Staatswesens, durch die representative men seines Volksthum, durch Verfassung, Institutionen und Geschichte an sich selbst gestellt hat, ist die: allen Völkern der Erde ein Freistaat zu sein. Die religiös und politisch, sozial und ökonomisch Bedrückten werden hier ihrer Fesseln ledig. „Kommt her zu mir, die Ihr mühsällig und beladen seid!“ Euer wartet Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. So dachten die Baltimores in Maryland; so dachte Roger Williams, der Apostel der Duldung in Rhode Island, Oglethorpe, der die in Gefängnissen schmachtenden Schuldner nach Georgia lud, Penn, der das „Heilige Wagniß“ unternahm, in der Kolonie, die seinen Namen trägt, Jeden nach seiner Ueberzeugung selig werden zu lassen. Er sprach von dem „holy experiment“, dessen religionpolitische Basis in einem seiner Briefe festgelegt ist. Zwei knappe, doch inhaltsschwere Sätze: „Ich verabsichere in der Religion zwei Prinzipien und bemitleide ihre Anhänger: das erste ist Unterwerfung ohne innere Bestimmung; das zweite, Andersdenkende um des Herrn willen zu vernichten“.

Diese humanitären Ideale haben Amerika mächtig und reich gemacht; ihnen dankt es, was es an geistiger Größe und seelischem Adel sein nennt, und von dieser ureigenen Tradition darf es nicht leichtthin lassen. Amerika muß auch ferner der Menschheit dienen wollen; es muß trachten, seiner weltgeschichtlichen Mission treu zu bleiben. Fair play für Alle, freie Entfaltung der Kräfte, unerschütterlichen Glauben an das Dogma, daß das Gute im Menschen stärker ist als das Schlechte! (Was „gut“ ist, Ihr Philosophaster, sagt uns die „innere Stimme“.)

Amerika hat im Ganzen nach diesen idealistischen Grundzügen (die durch praktisches Bedürfnis gefestigt wurden) gehandelt und in den letzten neunzig Jahren sind mehr als achtundzwanzig Millionen Einwanderer aus allen Ländern der Welt gekommen und haben den Reichtum des Landes schaffen helfen. In dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 kamen fast neun Millionen; es war in der Geschichte des Landes die stärkste Einwanderung einer Dekade. Im Jahr 1910 zählten die Einwanderer 1 042 000; die Zahl der im Auslande geborenen Einwohner betrug 13 516 000. Ohne die Einwanderer wäre Amerika nicht, was es ist. Sie sprengten die Felsen, überbrückten die Ströme, rodeten die Wälder, zogen die Straßen, legten die Schienen, bauten die Fabriken. In ihren Hirnen war aufgespeichert, was Europa an exaktem Wissen und be-

währten Methoden besaß, und ihre Hände verrichteten eine ungeheure materielle Arbeit. Sie wurden in Werken des Friedens und auf dem Schlachtfeld Mehrerer des Reiches. Es erwies sich als eine ausgezeichnete Spekulation, das geistige Erbe jener Schwärmer, die die Menschheit erlösen wollten, zu hüten und zu pflegen.

Bis vor Kurzem waren die Segnungen der Einwanderung allgemein anerkannt. Heute regt sich berechtigter Zweifel.

In dem Jahrzehnt 1880 bis 90 hat sich in der nationalen Beschaffenheit der Einwanderer eine durchgreifende Aenderung vollzogen. Zwei Gruppen heben sich von einander ab. Die (zeitlich) erste Gruppe rekrutirt sich aus England, Schottland, Irland, Kanada, Deutschland, Frankreich, Holland, der Schweiz und den skandinavischen Ländern. Die zweite besteht aus den Einwanderern aus Rußland (mit 51,7 Prozent Juden), Oesterreich-Ungarn, Italien und den kleineren slavischen Staaten. Die erste Gruppe nenne ich der Einfachheit halber die nordwestliche, die zweite die südöstliche. 1850, im Jahr des ersten Census, gehörten 97 von 100 der im Auslande geborenen Einwohner dieses Landes der nordwestlichen Gruppe an; jetzt nur noch 58. Während die nordwestliche Gruppe sich in den letzten sechzig Jahren nicht ganz vervierfacht, sind jetzt 826 Mal so viel Slaven und Italiener hier als vor sechzig Jahren. Im Jahr 1850 zählten sie 6000, 1890 wenig mehr als 800 000, 1910 beinahe 4 967 000. Die Slaven und Italiener in ihren niedrigsten Schichten sind nach ihrer Wesensart, wie sie sich aus Rasse, Klima und Geschichte entfaltet, dem angelsächsischen Ideal der „Freiheit durch Selbstzucht“ weltfern.

In einer Zeit aber, in der ein einziges Jahr eine Million von politisch mehr oder weniger unweisen, ökonomisch mehr oder weniger gefährdeten Einwanderern herüberbringt, demokratisirt man die Verfassung der Vereinigten Staaten mit so pietätloser Hast, daß ohne Uebertreibung von einer friedlichen Revolution gesprochen werden darf. Direkte Wahl der Bundes Senatoren, Initiative, Referendum, Recall der Beamten und der Richter, Frauenstimmrecht: all Das ist im Werden und hier und dort schon Gesetz. Das souveraine Volk soll nicht nur herrschen, sondern auch regiren.

Will man die Einwanderung schrankenlos gewähren lassen, so sollte man an dem Repräsentativ-System, wie es bisher bestand, festhalten und jede Zollbreite gegen die Selbstherrlichkeit der Massen verteidigen. Will man das Motto „Regierung durch das Volk für das Volk“ im buchstäblichen Sinn wahr machen, so schränke man die Einwanderung energisch und systematisch ein. (Die „Väter“, Washington, Hamilton, Madison, ja, selbst Jefferson, haben

sich unzweideutig gegen eine unbegrenzte Einwanderung ausgesprochen; Jefferson in geradezu feherischen Worten.)

Gewiß: eine solche Maßregel wäre „reaktionär“. (Ist es nicht auch reaktionär, Dämme gegen Ueberfluthungen zu errichten?) Sie würde dem idealistischen Programm des amerikanischen Staates widersprechen, aber jede These in ihrer vollkommenen Ausbildung wird zur Antithese. Der Satz: „Fiat justitia, pereat mundus!“ ist Unsinn. Nur wenn und so lange es erhält, ordnet, aufbaut, hat das Recht Berechtigung. Das Selbe gilt von der „Freiheit“. Recht und Freiheit sind eben nicht Absoluta; sie sind, sobald sie sich im Staat verwirklichen, künstliche Schöpfungen, Hilfskonstruktionen von Menschenhand. Wenn die Befolgung eines Prinzips zum stationären Ruin und zur praktischen Vernichtung des Prinzips führen würde, so muß die Starrheit des Prinzips gebeugt werden.

Eine solche Politik wäre freilich sehr unpopulär. Die Fabrikanten wollen billige Arbeiter, die Schifffahrtsgesellschaften wollen hohe Dividenden, die Nationen wollen offene Thür für die Stammesgenossen. Geschäft und Gemüth (eine schwer besiegbare Koalition) sprechen dagegen. Setzt man jedoch der Einwanderung keine Schranken, so wird eine Sklavenlast entstehen, die im Verein mit der Negerbevölkerung (die durch Slaven und Italiener aus vielen Erwerbshätigkeiten verdrängt worden ist) früher oder später verderblich werden muß. An skrupellosen Emanzipatoren wird es nicht fehlen und die Masse lernt leicht, daß sie selbst der Quell alles Rechtes ist. Der Freiheit droht von der Freiheit Gefahr und das „Heilige Wagniß“ wird mißlingen, wenn der Doktrinarismus (Das heißt: die Denkfaulheit) siegt.

New York.

Eduard Goldbeck.



Delphi.*)

Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Menschen giebt, der beim ersten Blick auf Delphi erstaunt und erschüttert ist; ich glaube nicht, daß es einen giebt, der nach dem Abschied von Delphi es je

*) „Aus griechischer Erde. Im Sommer 1912, vor dem Krieg“: so heißt ein Buch, das Herr Adolf Geiser bei Perles in Wien erscheinen läßt (und aus dem hier eine Kostprobe gegeben wird). Ein

wieder aus der Erinnerung verlieren könnte. Es giebt gar nichts, was im Grunde so unscheinbar wäre wie Delphi; und noch mehr: so unsichtbar! Denn es ist eine Thatsache, die jeder Besucher bestätigen wird, daß er, schon unmittelbar vor Delphi stehend, noch immer fragte: Wo ist denn Delphi? Früh, um fünf Uhr morgens, eilen wir aus dem Hotel und sehen uns nach wenigen Schritten links hin, wo die Straße um eine Ecke biegt, an der einen inneren Wand eines Kessels, dessen Rand elliptisch verläuft und aus dessen Tiefe zwei ungeheure Bodenwellen aufsteigen. Sie lagern wie zwei Fruchtkerne, zwei Brüste da, jeder vielleicht von einer Stunde Länge, und Alles ist grün; und jenseits davon ragt, den ganzen Horizont einnehmend, im Ring, im Schwunge nach links, die Kesselwand uns gegenüber, die tief dunklem Sammet gleicht. Uns zur Rechten ist eine Oeffnung im Ring, da sieht man die Ebene von Ithaca mit der Heiligen Flur, dem Gebirge von Salona und der vom lichten Aether gekühlten Giona, nebst der weiten, weiten, vom Rande der Ebene herüberwinkenden Meeresbläue und dem Schnee auf den peloponnesischen Häuptern. Doch wo ist Delphi?

Man sucht die Gegend mit dem Auge weit ab. Da ist hundert oder hundertfünfzig Meter weit zur Linken, an einer Stelle, wo die Bergwand vorspringt, eine Gruppe uralter Platanen; da sind, sie gewaltig überragend und im Winkel gestellt, zwei hohe, rostbraune Felsen, die, wenn die Sonne über sie hinweggeht und in ihrem weiteren Lauf die Fülle ihrer Strahlen auf sie sendet, wohl wie Gold ausleuchten. Zwischen diesen beiden Felswänden öffnet sich ein Spalt; und unser Führer sagt: „Das sind die Phaedriaden und zwischen ihnen rauscht der kastalische Quell hervor.“ Der kastalische! . . . Aber wo ist Delphi? Da lacht unser Führer und weist dreißig, vierzig Schritte auf der Straße, die wir gekommen sind, zu der Wand zurück, die hier hoch hinaufragt, und sagt: „Aber, ich bitte, springen Sie doch hier über den Straßen-graben: da ist Delphi!“

Und wirklich: da ist ein in das Gras getretener handbreiter Pfad, der im Zickzack an die hundert Schritte aufwärts führt; und plötzlich sind wir vor einem, dem Blick des unten Stehenden ganz entzogenen, gepflasterten Weg und das Geheimniß des Ortes entschleiert sich. Hinter her der Straße zugewendeten Coullisse, die sich wie eine mächtige Spanische Wand vorgeschoben hat, breitet sich nämlich, in eine verborgene Bergfalte hinein versteckt und auf der Halde aufsteigend, in einem ganzen System von Terrassen der Tempelbezirk von Delphi.

schönes Buch; von einem ernsten, zum Schauen geschaffenen Menschen, der von den höchsten Mustern, von der Bibel, von Shakespeare, von den Erzählern des alten Orients, die Kunst plastischer Darstellung gelernt hat. Ein an Lehre und Freude reiches Buch (dem der wiener Maler Herr Hans Temple Bilder beigab). Die Liebe hat es diktiert; Liebe zu Hellas, auch dem neuen, das Europaen jetzt wieder den Beweis seiner Lebenskraft giebt, ließ es in einem Künstlerkopfe wachsen.

Zunächst die Heilige Straße. Der freundliche Kustos des Museums, Herr Contoleon, gefellt sich zu uns und erklärt, in Gemeinschaft mit unserm wohlunterrichteten Führer, wie man sich noch in Allem zurechtfinden kann, was Pausanias so genau beschrieben hat. Ja, Meisieurs, hier diese Steinstufen trugen das erste berühmte Weihgeschenk von Delphi, den ehernen Stier der Korhyräer, und hier sehen Sie noch die weißen und schwarzen Stufen, wo die Erzfigurengruppe der Arkader stand. Dann weiter. Hut ab! spricht Phidias zu uns; hier stand das von ihm zur Erinnerung an Marathon gemeißelte Weihgeschenk mit den Statuen des Miltiades, des Apollo und der Athene. Und gleich daneben das Weihgeschenk des furchtbarsten und unglaublichsten Vorgiamenschen des ganzen Griechenthums, des Spartaners Lysander, der Athen bei Megospotamoi zerbrach und dreitausend gefangene Athener hinschlachtete. Und hier, einander gegenüber, zwei große gemauerte Halbkreise, argivische Bauten: der eine mit den Statuen der Söhne der sieben thebanischen Könige, der andere mit eben so vielen Statuen argivischer Heroen. Dann folgen Reste und Spuren von Erzfiguren, Inschriften, die erinnern, daß Larent in der griechischen Welt mitgethan hat; und Schahhäuser von Stätten, deren Namen heute nur noch Wissensballast, historischer Erinnerungstoff sind: Metapont, Megara, Epidamnus, Sybaris, Kyrene, Siphnos, Sykion, Delos, Vagafaa, Alanthus, ihrer großen Städtegeschwestern, die in der Geschichte und Kulturgeschichte vornan mitgespielt haben, gar nicht zu gedenken. Und dann folgte das Schahhaus von Knidos, das prächtigste, das es in Delphi gab und von dem das steinerne Karthaidenportal noch heute im Museum zu sehen ist, und das im Jahr 340 vor Christi Geburt errichtete Schahhaus der Athener . . .

Im Apollotempel hing man damals goldene Schilde aus der Perferbeute auf; und in der selben Zeit baute man dieses Schahhaus, aus dem man auch noch etwas sehr Interessantes im heutigen Museum findet. Man muß nämlich wissen, daß die Wände aller der Bauten oft über und über mit eingeschnittenen Inschriften bedeckt waren, und zwar nicht immer heiligen Inhaltes. Sondern die Geschäftsleute, die Juweliere, die Waffenschmiede, die Besitzer von Gasthäusern, die Handwerker, Schuster und Schneider, auch Friseur und Fuhrwerker, nicht zuletzt die Unterhaltungsläden für Tag und Nacht kündeten hier ihre Lokalitäten an; und die Banklehnen, Sockel und Piedestale der großen Bauten waren solchermaßen wahre Reklametafeln. Auch in Olympia und Epidaurus, überall war es, wie die Funde zeigen, so; solche Inschriften fand man also auch an den Wänden der Schahhäuser und hier, in dem der Athener, gab es jedenfalls einiges Gefrizel, das indessen nicht von einem Geschäftsmann, sondern offenbar von einem Müßiggänger herrührte. Nur ist nicht leicht ein Müßiggänger zu denken, dem die Welt für seine beklagenswerthe Untugend bis in unsere Tage so zu Dank verpflichtet sein müßte wie dem dort. Denn was er hier an die Wand frißelte, waren Hymnen an Apoll und darunter die Delphi-

schö Ode, die 1894, im April, zum ersten Male wieder in Athen zu Gehör gebracht wurde. Man fand die Wandstücke, in die sie eingravirt war, unter anderen Trümmern, und brachte sie ins Museum, wo man sie in der Mitte des zweiten Saales aufstellte; und bei der erwähnten ersten Wiederaufführung nach 2400 oder noch mehr Jahren war ich selbst zugegen. Und zwar war es am dritten Tage nach unserem Besuch auf Santorin, wo unter unseren Schritten auf den Schwefelfeldern des Kraters der heiße Dampf hervorströmte und ein lieber Reisegefährte uns sagte: „Achtung, meine Herren, da sind die apollinischen Gräße.“ Er hatte richtig vorausgesehen, denn sechzehn Stunden später, als wir in Athen weilten, ging das große Erdbeben los und am Tag darauf, um acht Uhr abends, stellte es sich wieder ein, gerade, als wir bei dem ersten Vortrag der kurz vorher neu aufgefundenen Ode im Konzertsaal saßen. Der König, die Königin, der Kronprinz, Alles, was es in Griechenland an politisch oder gesellschaftlich führenden Persönlichkeiten gab, war anwesend: neben Trikupis und Delhannis, den beiden großen Rednern, die Mavrofordato, Mavromichalis, Cantacuzene, die Führer der alten Geschlechter; dann in der Gruppe der großen millionenreichen Vaterlandsfreunde Syngros mit den Alexandrinern Bennakis und Antoniadis, Muruffis aus Odessa, Andere aus Triest, Marseille und Antwerpen. Wie ein Nationalfest war es; und nun denke man sich den Augenblick, als der Chor der Sänger auf der Estrade erschien. Da herrschte ein beinahe beklemmendes Schweigen, und als im Unisonogefang endlich die Töne der Ode emporstiegen, sah man Thränen in jedem Auge. Kann man Andere mitempfinden lassen, wie eine solche Sekunde des Wiedererwachens von etwas längst, längst für alle Zeiten verklungenem Geglautem wirkte, besonders auf Den wirkte, der da mitansah, wie ein ganzes Volk es mit leidenschaftlicher Innigkeit in sich trank und es als theures Symbol seines eigenen Schicksals, seiner eigenen Wiederauferstehung aus dem vielhundertjährigen Grab begrüßte?

„Sieh', welch Wunder begiebt sich! Wir flehten um trinkbares Wasser, Erde, Dich an; und was sendet Dein Schoß uns heraus!“ Schiller jubelte Dies heraus, als die Welt die Wiederauffindung von Pompeji erlebte; und wie entfernt war am Ende doch Pompeji dem Deutschen, wie nah aber der Fund von Delphi dem griechischen Gemüth! Sechs, sieben Minuten lang hatten also die Sänger bereits die einfache feierliche Melodie gesungen, da trat die Unterbrechung ein: der Gruß des delphischen Apoll; denn plötzlich begann es unterirdisch zu grollen und zu dröhnen, Geängstigte sprangen von ihren Sitzen auf; dort erhob sich Jemand und winkte, worauf Ruhe eintrat. Und das Unheil ging vorüber und die Sänger sangen das Lied zu Ehren des delphischen Apoll, der uns seinen Gruß gesendet hatte, weiter . . .

Man kannte diesen Gruß im Alterthum; und er, er zumeist führte ja zur Entdeckung oder zur Begründung von Delphi. Eines Tages, wohl viele Jahrhunderte vor Homer, kamen (Das erzählt Pausanias) hyperboräische Männer aus dem Norden in die Ebene von Ithca hin:

ab. Sie wollten wohl ans Meer; da erzählte man ihnen Etwas, das den Einheimischen vielleicht nichts Besonderes mehr gewesen sein mag, sie aber offenbar betroffen machte. Sie berichteten den Fremden von der vom Pleistoß durchströmten Sadgasse, die es da auf dem Weg nach Thea links im Gebirge gab, und von der Seltsamkeit darin, die hätte das Ganze im rauhen und durch seine Natur abschreckenden Norden gespielt, von der gängstigten Phantasie gewiß schon auf Siegfriedsdrachen, Rubezahlungeheuer oder andere dämonische Gewalten zurückgeführt worden wäre. Denn da im Norden, in unseren Wäldern und Bergen, hätten sich die Hirten und Hirtinnen von früh auf schon gehütet, ihre Thiere in die Schlucht zu treiben, wo ein unterirdischer Geist mit großen, glühenden Augen nebst heulenden Hunden und brüllenden Ebern sich barg. Vielleicht war es auch hier so, daß aus Scheu vor dem Ort seit Generationen kein Mensch sich mehr hineinwagte und man es nur von den ganz, ganz Alten noch wußte, daß dort auf der Halde, knapp unterhalb der Krone, wo die beiden rothglänzenden Felsen herüberwinkten, ein ungeheuerliches und unerhörtes Geheimniß vorhanden sei: der Spalt in der Erde, aus dem es immer rauchte und die Dämpfe von einem tief unten, im Mittelpunkt der Erde, liegenden Herd aufstiegen. Und wenn man sich darüberbeugte, ging die Besinnung verloren; und gingen nicht auch Märchen um, daß Jemand, ein fremder Mann oder ein vorwitziger Hirt, der dahin gerieth und in den Schlund hinabsehen wollte, von etwas Gräßlichem, das plötzlich aus dem Spalt hervorjah, unter seltsamem Raunen und Donnern auf ewige Zeiten mit Krankheit und Wahnsinn geschlagen ward? Darum also traute sich Niemand auf den Berg. Und nun warf es auch die Fremden zu Boden, in Anbetung der dunklen und nie geahnten, geschweige denn bis dahin je erklärten seismischen Kräfte, wie ja einst auch in der Wüste, als die Erde sich aufrhat, um die Rote Korah und Abibatan zu verschlingen, das erschütterte Volk ringsum auf die Knie sank. Aber dann riefen die Fremden, die aus dem Norden der Olympsgegend kamen und dort den lichten und herrlichen Göttersitz bereits kannten, sie riefen mit der Unfähigkeit, an Anderes zu glauben: Ein Unhold? Nein! Hier spricht eine Göttin oder ein Gott . . .

Noch war der Sinn des Menschen naiv, noch hatte sich Niemand mit der superflugen Ausgestaltung einer Theogonie beschäftigt; und da nahmen sie das Einfachste. Welche Göttin? Die Erde! Und Gaea wurde als die erste Göttin des Ortes genannt. Aber nun nahte die Phantasie, die in jener Zeit des Griechenthums Allem so hold war und Alles lieber ins Logische und Wohlthuende übersehte als in das Wüste und Schreckliche, und nahm den Gegenstand auf. Warum der Zorn? Welchen Grund hierzu mag der Erde unser stilles und bescheidenes Leben, das doch von allen Makeln so frei ist, geben? Das hat gar keinen Sinn; sondern, da es noch über die Grenzen unseres Thales und unseres Berges hinaus eine weite, weite Welt giebt, die voll des Glends ist, so kann nur ihr dießes Zürnen gelten, das eben nothwendig nur ein

Ausdruck der Gerechtigkeit sein kann. Darum wird es auch der Geist der Gerechtigkeit und nicht die Gaia selbst sein, was angesichts der Unthaten sich in solchem Unmuth hier kundgiebt. Und (gehört Das nicht von selbst zu einem solchen Gedankengang?) wenn dieser Sitz hier so qualifizirt ist, dann muß er zugleich überhaupt der Mittelpunkt der Erde sein, von dem aus die Gerechtigkeit mit ihren Augen nach allen Seiten blickt. Und da sehen wir also einen Stein, den Omphalos, hin, der den Mittelpunkt der Erde bezeichnet . . . Und wieder nach Jahrhunderten eine neue Fortbildung. Hier ist der Mittelpunkt und der Ort ist göttlich; aber nicht als Sitz einer blind waltenden Gerechtigkeit, sondern einer wissenden und allsehenden, die täglich mit ihren Strahlenaugen die ganze Welt durchmisst. Und wer kann Dies anders sein als der Gott, der dort in der Nähe, auf den Spithen des Parnassos, jenseits von Arachova, seinen Thron aufgeschlagen hat? Von dort unternimmt er täglich seine Sonnenfahrt durch die Welten; und hier ist die Stätte, von der aus er, heischend, rächend, strafend, zu den Menschen spricht.

So, meine ich, entstand der Mythos, der sich auf die Hyperbörder, die den Gott in Delphi erkannten, bezieht. Und noch Etwas: der Mythos des Ortes enthielt selbst ein Element, eine Einsprengung, die Zeugniß giebt, daß der Sinn der Späteren sich zurechtlegte, wie hier eine gewaltsame Thronentsetzung der einen durch die andere Gottheit zu rechtfertigen war. Sie konnten nicht zulassen, daß der lichte und erhabene Gott sich mit einem solchen Unrecht gegenüber einem anderen göttlichen Wesen bemakelt haben sollte. Darum substituirten sie der Gaia rasch ein anderes, des Mitleids nicht würdiges Wesen, nämlich den Drachen Python; und der war es also, dem Apoll hier Leben und Herrschaft nahm. Aber Das ist ja doch nur ein Schönfärbe- und Vertuschungsversuch, eine still-fromme Perfidie, wie sie heute noch geübt wird, indem man, um sich, den Usurpator, zu rechtfertigen, Dich, den Beraubten, schlecht macht. Und wenn nun im Gefühl die Erinnerung fortlebt, daß sich Einer hier nur im Weg der Gewalt an die Stelle des Anderen gesetzt hat, was wird geschehen, wenn dann einmal ein Lucian, ein advocatus diaboli, kommt, der den Prozeß wieder aufnimmt? Du Apoll genanntes Sorgenkind der griechischen Herzen, wie sichert man Dir also die Absolution? Der Mythos, der pfeffig ist und an Alles denkt, findet, daß es nicht schaden kann, wenn Apollo, trotzdem es nur ein Drache ist, den er hier tötete, sich nach geschehener That aufmacht und, weit weg, am Fuß des Olympos, im Tempelhale oben, sich entfühnt. Und zwar genau in der selben Weise entfühnt, wie es Menschen thun, wenn auf ihnen die Schuld lastet, daß ein anderes ihnen ebenbürtiges Wesen von ihrer Hand gemordet worden ist. So erkläre wenigstens ich es mir. Denn immer wieder ist in dem Spinnenden und sagenbildenden Volksgeist dieser Drang nach logischen Motivirungen zu finden und immer wieder stößt man auf das köstliche Schauspiel, wie er, zu viel motivirend, sich am Ende in Widersprüche verstrickt.

Dann kehrt Apoll zurück und kann in Delphi endlich ohne Ge-

wissensbije „antsshandeln“; und die Sage nennt uns auch die Erften, die ihm opfern und Dienste bei der Verkündung seiner Orakel thun. Männer und Frauen sind dabei; und wie bereits Alles organisiert und der Kult eingerichtet ist, giebt es eine Priesterin, Boio, die einen Hymnus dichtet, von dem noch einige Verse erhalten sind. Darin heißt es, daß der erste Priester Olen, die erste Pythia Phoemonoe hieß. Und wenn sie noch heute lebten, gäbe es zwischen ihnen vielleicht einen Prozeß um Urheberrechte, indem die Sage sie Beide als die Erfinder des Hexameters nennt. Und Beide waren Hyperboräer; und Hyperboräer auch bauten zuerst hier einen Tempel. Und zwar nicht aus Holz noch aus Stein; sondern im Tempelthal, unter dem Lorberbaum war die Entführung des Apoll gewesen und von dort her, von dem Lorberbaum in dem zauberischen Thal, holten sie Zweige herunter nach Delphi und errichteten aus ihnen an der Stätte der Unthat des entführten Gottes sein erstes Heiliges Haus.

Und wie zeugt doch Alles, was die Sage weiter erzählt, von der Bewegung, die damals auf dieser griechischen Erde herrschte, da Alles immer auf der Wanderung war und mit trunkener Entdeckerfreude die Menschen einzeln und wohl auch in ganzen Stämmen hin- und herzogen, um sich so recht auszukennen in dem von den Göttern gesegneten Lande, das mit seiner Luft, seinem Licht, seinen Thälern und Bergen, seiner von keiner Mißthat noch schwer mißbrauchten und entheiligten Schönheit hier wohl sie wie ein Paradies umfassen haben muß. Und Alles, was da auf dem Weg von oben nach unten, von unten nach oben, von den Inseln und von Kleinasien herüber nach der Mitte Griechenlands strebte, hörte von dem Ort, wo der lichte, gewaltige Apoll durch den Schlund der Erde sprach, und eilte herbei, um mit eigenen Augen zu sehen. Kuboer, Myrmidonen unter dem Sohn des Achilles, Kretenser und Andere kamen. Daß Wettzingen begann und es war der Kreter Shamiris, der darin zuerst einen Preis errang. Und Orpheus, Musäus kam; und natürlich auch Homer, bereits mit dem tragischen Zug im Gesicht. Er, den man den Ewig-Heiteren nennt, wußte selbst schon, daß bei dem Gotte ein Faß voll Glück, ein anderes voll Unglück stehe. Er, der Andere lehrte, war in Delphi selbst belehrt worden, daß er zu Glück und Unglück geboren sei. Er, der „gelernt hatte, die Kithara zu spielen, konnte an den Wettgefängen nicht teilnehmen“; er, der GröÙte, war „wegen des Unglückes seiner Augen ausgeschlossen von dem Spiel“.

Und dann kamen die Sibyllen: die von Kumae, dann die Töchter des chaonischen Königs, die von Dodona und eine, die uns auch von anderswo her nicht unbekannt ist. Salomo sah ihr in die räthselhaften Augen und lag märchentrunken in Liebe an ihrem Herzen. Es war die Frau, die nach den Einen „bei den Hebräern oberhalb Palästinas“ lebte. Es war „die Babylonierin“, wie sie die Andern nannten; den Dritten war sie eine Egyptianerin und Einige wußten, daß sie Sabeß hieß. Und dann war noch Eine, von der uns der Mythos berichtet: die Crophyllis aus Marpeffus im trojischen Land. Sie war Priesterin des Apoll,

als Hekuba zum zweiten Mal schwanger wurde; und als der Königin träumte, daß sie einen Feuerbrand zur Welt bringen werde, prophezeite die Priesterin das Elend, das von Paris und der Helena erwachsen würde. Und folgte die Sage nicht schon wieder dem Bedürfniß nach Logik, wenn sie erzählte, daß die Tollkühne nach diesem für eine leidenschaftliche Mutter so fürchterlichen Spruch die Heimath verließ? Die Kassandren, wenn man sie zu Töchtern hat, kann man nicht verbannen; aber Fremde, die solche Horoskope stellen, treibt man leichter aus dem Lande. Und da floh wohl die Seherin und wanderte heimathlos durch die Welt. Sie weilte in Klaros, sie war in Delos zu finden, kam auch nach Delphi; und war da oft zu sehen. Das Volk sammelte sich um sie und sie prophezeite; und wer weiß, was für Ströme tragischen Gefühls ihre düstere Stimme da für alle Zeiten in die griechische Psyche goß? Erlebte sie noch Trojas Fall? Hörte sie noch von Helena und der Heiterkeit, in der sie nach der Rückkehr nach Sparta ruhig weiterlebte? Diesen Gedanken, daß eine Pietät entsetzt zusehen mußte, wie der schöne Dämon, den sie so früh durchschaute, nach angerichtetem Verderben mit seinem silbernen Lachen Tag und Nacht weiterschäkerte und sein Spiel trieb, diesen Gedanken verfolgte die Sage weiter nicht. Sie erzählte nur, daß Herophile am Ende doch in ihre Heimath zurückkehrte und nach ihrem Tode dort ein marmornes Grabdenkmal erhielt. Zu seiner Rechten war ein Hermes, zur Linken ergoß sich Wasser in einen Brunnen und Bildsäulen der Nymphen standen ringsum. Und auf dem Grabmal las man:

„Siehe, Sibylle, des Phoibos untrügliche Seherin bin ich,
 Welche gebettet hier liegt unter dem steinernen Mal,
 Eine melodische Jungfrau zuvor, jetzt sprachlos für immer,
 Seit in den Banden mich hält letzten Geschickes Gewalt.
 Aber den Nymphen nah und dem Hermes birgt mich die Erde,
 Weil ich des Hektors sonst heilige Priesterin war.“

Nah dem Felsen der Herophile steht der Sokkel der Siegessäule, die die Messenier zugleich mit einem für Olympia bestimmten Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht von Naupaktus errichteten. Dieses olympische Denkmal war die Nise des Paionios; und die Krönung der Säule hier waren die kanzendei Mädchen, die man jetzt im Delphischen Museum gewahrt. Wenige Schritte weiter gelangen wir zu einem mit seinen schlanken jonischen Säulen und dem goldenen Marmor seiner Wände weit über die Halbe leuchtenden Bau. Es ist der einzige rekonstruirte Bau heute in Delphi. Die Trümmer und Theile mußten mühsam herausgesucht und mit unendlicher Behutsamkeit wieder zusammengefügt werden; es ist die sogenannte Lesche der Athener, das Klubhaus, in dem sich Alles, was aus Athen kam, zusammenfand. Auch jede andre Stadt hatte ihr Klubhaus; die Schatzhäuser bargen die Weihgeschenke, die man dem Gotte darbrachte, die Leschen aber, die Klubhäuser, waren die Mittelpunkte der Landsmannschaft. Natürlich waren auch sie innen reich geschmückt; eine Inschrift in der athenischen Halle erwähnt noch, was nach irgendeinem Krieg an Prachtgeschenken

aus der Beute hierher geſtiftet worden war. Nun denke man ſich den Anblick, den dieſes Delphi durch ſo viele Jahrhunderte bot! Da reihte ſich Schatzhaus an Schatzhaus und Leſche an Leſche; lauter zierliche Miniaturpaläſte. Denn die ganze griechiſche Welt wollte vertreten ſein und man mußte mit dem Raum ſparen; für alles Ueberdimensionale fehlte der Platz. Und je mehr man ſich mit der Zeit beſcheiden mußte, deſto mehr kam man darauf, daß es nicht immer juſt Bauwerke ſein mußten, die man dem Gott widmete; ſondern in all den tauſend Formen, in denen ſich der freudig ſchaffende Künſtlerſinn erging, konnte man hulldigen. Und zu beiden Seiten der Straße, die man zum Tempel hinauſtieg, zwiſchen den Schatzhäuſern, zwiſchen den Leſchen und auf jedem freien Fleck der Terrassen über ihnen, erhoben ſich kunſtvoll erbaute Altäre, Bänke, die köſtliche Embleme trugen, Geländerſtücke, runde Balluſtraden, von denen herab Statuen leuchteten, oder Poſtamente, auf deren Oriflammen brannten, prachtvolle Wände, an denen goldene Waffen und Weihgeſchenke hingen, und Säulen jeder Größe, jeden Stils, jeden Materials. Selon von Syrakus ſtiftete goldene Dreifüße und Niſefiguren und ſein Bruder den Wagenlenker, der jezt im Muſeum ſteht und den man die berühmteſte aller Bronzefiguren nennt. Hier war das heſſaliſche Weihgeſchenk mit ſeiner Welt von Marmor, nicht weit davon eine doriſche Säulenhalle. Und mitten zwiſchen allen dieſen Bauten, oben, unten, auf allen dieſen Terrassen, römische Siegesdenkmäler, Kyklopen, Herkules, Centauren, reitende Amazonen, Theſeus und Perſeus in hundertſach verſchiedener Bearbeitung aller der aus ihrem Leben geholten Motive, Statuen von Königen, Feldherren, Heroen, Bildsäulen des Achilles und des Neoptolemos in hundert Geſtalten. Was iſt dort? Die Leſche Alexanders des Großen, deren Bau er von Aſien aus anordnete und in die er die Felle der auf ſeinen Jagden erlegten Löwen und anderer Thiere hängen ließ. Und wovon ſpricht der Katalog hier? Von kleineren, größeren und noch größeren, aber nur ja nicht übergroßen Bauten, von einer jonischen, doriſchen, korinthischen, kurz, aus aller Welt ſtammenden Anmuth, die hier auf einen einzigen Punkt zuſammengetragen worden war. Und dazwiſchen immer wieder der Statuenwald mit ſeiner Unermeßlichkeit. Hier waren ſo viele, daß Delphi, oft beraubt, noch immer der Urwald blieb, in dem ſich die Bäume von Marmor nur ſo aneinander drängten. Da geſchah es, daß Sulla kam und mit ſeiner räuberiſchen Fauſt die Stadt plünderte, ohne daß ſie darum ärmer geworden zu ſein ſchien. Dann kam Nero und wüſtete weiter: und noch blieben über dreitauſend Statuen zurüd. Begreift Ihr, was dieſer Ort der griechiſchen Welt ſein mußte?

Und nun erſt der Tempel! Hier waren in der Vorhalle an der Oſtſeite die Worte: „Erkenne Dich ſelbſt!“, an der weſtlichen: „Nichts allzu ſehr!“ zu leſen. Homer hatte hier ſein Standbild, hier war der Omphalos, der Mittelpunkt der Welt, aufgeſtellt und hier ſtand über dem Schlund, durch den die Dämpfe aufſtiegen, der Dreifuß der Pythia. Die ganze alte Welt pilgerte hierher. Nichts geſchah in der Oeffentlichkeit,

ohne daß man zuvor das Orakel befragte; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß durch tausend und mehr Jahre auf jeder Straße, die die antike Welt kannte, stets eine Abordnung zum Orakel auf dem Wege war. Von selbst leuchtet darum ein, daß hier nicht nur der Tempelbezirk so von Pracht starrte, sondern daß sich daneben eine ganz gewaltige Stadt aufgebaut haben muß. Denn die Fremden, die jahraus, jahrein zu Tausenden kamen, suchten Unterkunft, hatten Bedürfnisse, brauchten Kleider, Schmuck, Spezereien, Geräth, Wagen, Zug- und Reithiere, Waffen. Dann die Väder, die Stätten für die Leibesübungen, ohne die die antike Welt nicht leben konnte. Stelle man sich also vor, wie diese Stadt gewesen sein muß. Da sah man, Herodot beschreibt sie, die ungeheuren goldenen Kessel, die einst Krösus aus Sardes gesendet. Diese Welt von Kunst und Marmor mußte sich hier doch offenbar auch ihre eigenen Werkstätten errichten. Es ging ja nicht an, alle diese Säulen und Säulchen, Häuser und Häuschen, Tempel und Tempelchen, alle diese Götter, Wagenlenker, Titanen und chylischen Herkules- und Theseus-Darstellungen, alle diese nemäischen Löwen, Bronzethiere und kaledonischen Eber auch immer irgendwo in der Ferne zu meißeln und dann vielleicht Hunderte von Meilen weit unter Mühen und Gefahren immer nach Delphi zu transportiren. In den meisten Fällen müssen die Kunstwerke in Delphi selbst, an Ort und Stelle gefertigt worden sein.

Und das geistige und politische Leben hier! Hier war Mekka, war Rom; hier war die Kurie. Eine Art neutralen Haags war hier, und zwar einer, den man nicht immer erst nach Ausbruch der Katastrophen anrief, sondern der von Familien und Städten, Parteien und Ländern oft schon in ruhiger Zeit um Rath angegangen wurde. Und er gehörte auch Allen. Athener und Spartaner waren stets im Kampf; eben so standen die Megarer unzählige Male gegen die Athener im Felde, Thebaner, Korinther, Korinther, Messenier wider einander; Jeder war oft Sieger, oft geschlagen: und Keiner verübelte es doch dem Orakel, wenn zum Zeichen des Triumphes über ihn das Weihgeschenk des glücklicheren Gegners aufgerichtet ward. Denn Delphi war beinahe nichts Irdisches mehr, sondern gehörte ganz und gar dem nicht weiter zur Rechenhaft zu ziehenden Gott. Natürlich waren es aber Menschen, durch die der Gott hier wirkte, und wie der Stellvertreter Christi in Rom, so hatten auch die Priester hier ihre Sympathien, Antipathien, ihre für ein weiches Empfinden oft nicht zu rechtfertigende Haltung zwischen Staaten und Parteien. Aber entweder merkte es die Natwetät der Zeit, die sich ja ganz gut mit der größten Schlaueit und dem äußersten Raffinement verträgt, nicht, oder, wenn man es merkte, so wagte man sich nicht mit offener Anklage hervor. Das Volk ist überall konservativ und läßt sich den Glauben an seine Autoritäten, die ihm etwas Heiliges sind, nicht rauben, besonders da nicht, wo die Autorität in einem so kostbaren und majestätischen Gewand wie in Delphi erscheint.

Ich möchte nicht allzu voltairianisch scheinen und behaupten, daß die Priester hier durchaus nur Betrüger gewesen seien, selbst dem Glauben fremd. Aber gewiß ist, daß sie den in ihre Hand gegebenen Kult

wesentlich dazu nützten, die Herrschaft Delphis in allen Winkeln der hellenischen Welt auszubreiten und aufrecht zu erhalten, und daß sie gar viel in Politik machten und rechneten. Und um sich in Geltung zu erhalten, bedurfte es auch eines sehr ausgebreiteten Netzes von Vertretern, Dienern und Berichterstattern. Sonst wäre ja nicht zu begreifen, wie wohlunterrichtet die Väter von Delphi über Vorgänge waren, nach denen sie aus weiter Ferne befragt wurden; und gewiß ist, daß sie im nahen und nächsten Griechenland in allen Fragen gar bedeutende Mitinteressenten waren und eine geradezu programmatische Politik verfolgten. Ob es immer gute und staatsmännische Politik war, ist zu bezweifeln, eben so, ob es immer eine starke und blutwarme nationale Politik war. Aber sicher ist: eine delphische Politik war es stets, darauf berechnet, daß der Ruf des Tempels und seiner Priesterschaft nicht leide, und in diesem Sinn auch eine kalte, vorsichtige und opportunistische Politik. Selbst die in den Anekdoten immer wiederkehrende Zweideutigkeit der delphischen Ausagen war mehr als ein Kniff. Denn niemals durfte sich Delphi mit einer Prognose binden, niemals es auf eine Widerlegung durch die späteren Thatsachen ankommen lassen, sondern seine Prophezeiungen immer so im Schwebeton halten, daß sie für jede Art des Ausgangs paßten. Und bei diesem System einer stets zunächst das rein delphische Interesse in Betracht ziehenden Erwägung der Dinge konnte niemals eine Liebe, niemals eine enthusiastische Ueberzeugung, auch kein Temperament, keine Leidenschaft das Diktat führen, sondern eben nur der schlaueste und kälteste Verstand. Moderne Historiker tadeln, daß die Delphier beim Ausbruch der Perserkriege nicht muthig und national genug gewesen seien. Giebt es einen kindischeren Vorwurf? Da war ein Verein von alten Männern, die ein Leben lang gelernt hatten, daß der Starke siegt und der Schwache besiegt wird; man durfte nicht erwarten, daß sie einer Handvoll Menschen zuriefen: „Bravo, Ihr habt Recht! Stürzt Euch nur Zehntausend auf die Hunderttausende, wagt das Unternehmen; und wir alten, skeptischen, des Weltenlaufes kundigen Greise, die wir nicht mehr hitzig und enthusiastisch sind, prophezeien Euch, daß die schöne Absicht, siegen zu wollen, die in Euch so stark ist, die Uebermacht der Hunderttausend wettmachen wird. Und wenn die Sache ungünstig ausgeht und Ihr zu Pulver zermalmt sein werdet, dann kommet nur getrost wieder und glaubet unseren Prophezeiungen auch ein anderes Mal!“ Nein, nicht antinational waren die Delphischen damals, sondern darauf bedacht, daß der Ruf ihrer Firma keinen Schaden nehme. Darum das lange Zögern, sich überhaupt zu einer Aeußerung zu entschließen.

Diese Rücksichtnahme auf den Ruf läßt erkennen, welche Haltung Delphi auch in dem inneren Hauptkampf Griechenlands einnehmen mußte. Es hatte zwei Quellen seiner suggestiven Wirkung: die eine war die Natur, die aus seinem Boden durch den von unten aufsteigenden Rauch und Donner sprach, und die andere war Athen. Denn von dort her kam hauptsächlich die Kunst, der Glanz, von dort her die in der Nachbildung alles Lieblichen und Majestätischen erblickende Schönheit.

Nun wird man meinen, daß Delphi darum in seinem Herzen auch immer dankbar bei Athen stand. Und es wußte ja auch, was Athen war. Als Lylander nach dem Peloponnesischen Krieg die Stadt eroberte und die Bundesgenossen beriethen, was mit ihr geschehen solle, stellte der Thebaner Ciantus den Antrag, sie dem Erdboden gleich zu machen, worauf vom delphischen Orakel der Spruch kam, sie sollten „den gemeinschaftlichen Altar Griechenlands nicht zerstören“, „das eine Auge Griechenlands nicht ausreißen“. Und dennoch hielt Delphi nicht zu Athen. Denn Athen war die Stadt der Kritik und der Skepsis, die Stadt des Aristophanes, in der der Iukianische Geist schon lange vor der Geburt Iukians umging; und solche Stätten, die das Element einer sich an Alles wagenden Superklugheit produziren, brauchen die hauptsächlichste theokratische Herrschaften nicht. Sie brauchen immer nur Den, dem der Geist nicht imponirt. Das Wort: „Nichts allzu viel!“, das über der westlichen delphischen Pforte stand, bedeutete nach dem Sinn der Delphier vielleicht in erster Reihe: „Hüte Dich vor zu viel Geist!“ Darum findet man in dem Jahrhunderte langen Kampf zwischen Athen und Sparta die Delphier immer auf der Seite der Spartaner. Vieles habe ich gelesen, daß die Spartaner so klug gewesen sein sollen, sich immer rechtzeitig entweder direkt die delphische Stimme oder den Verath des Anderen geheim ertheilten Orakels zu erkaufen, und ich zweifle keinen Augenblick daran. Sparta verachtete das Geld und die Delphier hätten dafür immer Verwendung; doch auch ohne diese reichliche Subventionirung muß es im delphischen Prinzip gewesen sein, nach Möglichkeit stets die spartanische Partei zu halten. Denn Athen bedurfte ihrer weniger; es hatte an seinem intellektuellen, künstlerischen, kommerziellen und nautischen Genie genug der Kräfte, um sich in der Welt zu erhalten; der Spartaner aber waren blutwenige: und so konnte sich Sparta nur durch Verachtung des Todes und dadurch behaupten, daß es sich mit einer mythischen Wolke von Schrecken und Unnahbarkeit umgab. Daher der Verzicht der Spartaner auf äußerlichen Glanz und Schönheit, daher die Ausstattungen ihrer Aufzüge mit allen Ingrezienzen einer schier dämonischen Furchtbarkeit, daher die Nothwendigkeit, ihren kleinen Schaaren immer den mythischen Ruf vorausgehen zu lassen, daß die Götter mit ihnen seien. Sie brauchten Delphi, damit es ihnen diesen mythischen Zauber leihe; aber Delphi brauchte auch sie als das lebendige Beispiel, daß in dieser Welt der wüsten Leidenschaften und der wilden Kämpfe, des Reichthums und des Glanzes, des Wissens und des Besizes sich nur Der siegreich erhält, der die Stimme der Götter für sich hat.

Wir wandern zwischen den Trümmern umher. Alles scheint so Klein und weitet sich, wenn man näher tritt, zu immer erhabenerer Größe. Da sind die Fundamente des Apollotempels, noch ziemlich wohl-erhalten. Hier ist ein Säulnstumpf: weicher Umfang; eine Terrasse tiefer liegt ein Kapitäl: wie gewaltig! An einem Punkt des Fundaments, halb aufgestützt auf andere Trümmer, ist eine Felsplatte, darin drei Löcher und eine faustgroße Oeffnung. Eidechsen huschen darüber

hin; an einer Ecke sind einzelne Stücke abgeschlagen. Wir nehmen zwei Bruchstücke, ein großes und ein kleines, an uns; wie feinkörnig! Und der Führer spricht: „Wissen Sie, was man jagt? Das ist die Felsplatte, auf der einst der Dreifuß stand, und hier durch diese Oeffnung drang der Rauch und Dampf aus dem Schlund.“ Wo ist dieser Erdsplatt jetzt? Man sucht vergebens. Hat er sich wieder geschlossen? Liegt er irgendwo tief unten, überdeckt von dem Schutt, den sechzehn Jahrhunderte darauf häuften? Man weiß es nicht. Von hier gingen also die Worte aus, auf die man bekommen in drei Welttheilen harrete. Und täglich wallten hierher ProzeSSIONen, täglich weilten hier die Könige und Häupter von Staaten, Städten, Landschaften, um den Willen des Gottes zu erkunden. Sie kamen, brachten ihre Gaben und opferten; dann wurde ihnen der Termin zur Befragung des Orakels angefeht, und zur anberaumten Frist wurde die Pythia durch einen unterirdischen Gang, der wohl ein Wunder von Schönheit gewesen sein wird, in feierlichem Zug drei-, vierhundert Meter hin zu der fatalischen Quelle geleitet; dort badete sie sich im stahlfalten Wasser rein. Dann lehrte sie durch den selben unterirdischen Gang unter Gesang und Flötenspiel zurück in den Tempel und nahm auf dem goldenen Dreifuß Platz; und der Rauch stieg auf und ihr Mund sprach die Worte, an welche tausend Jahre lang, länger noch, die ganze Welt glaubte. Und wenn Gottesdienst und Orakelbefragung vorüber war und Nachmittag wurde, dann wogte die Menge noch höher den Berg hinauf, an dem thessalischen Weihgeschenk und der Löwenhalle Alexanders vorbei, zu einer Stätte, auf die bereits die Krone des Gebirges senkrecht herabsah. Das war das Theater. Klein erscheint es, wenn wir unten stehen, und ist doch gewaltig. Auch wenn nicht gespielt wurde, war es bevölkert. Da saßen die Leute zu Hunderten und Tausenden auf den Stufen des weiten Rundes und sahen hinab auf den Tempel des Gottes, auf die Welt von Schönheit und Marmor da unten. Und zu anderen Malen ging es noch weiter hinauf. Dort, vom Theater links, ist es, als brauche man wirklich nur noch die Hand auszustrecken, um die Zinnen des Gebirges zu erreichen: so nah starrt der kahle Fels. Dort fliegen Adler in Paaren aus der Schlucht der Phaedriaden, stürzen hinunter, steigen wieder auf und kreisen im ruhigen Flug durch das unermessliche Rund des obersten Trichterrandes, an dessen einem Punkt wir stehen. Und hier, hart unterhalb des Gebirgsgrates, eine weithin sich dehnende Fläche: ein Oblong mit abgerundeten Schmalseiten und rings um das Ganze Sitzreihen, in den Felsen eingebaut. Das war einst das delphische Stadion; welcher Glanz herrschte hier, welche Fülle von Kraft, Leben, Schönheit und Kultur! Aber jetzt stehen wir armen Wanderer allein da oben; und Alles schweigt. Die Sonne hinter uns neigt sich und ihre letzten Strahlen fließen über die Krone des Gebirges, um den ganzen Kelch auszufüllen, von diesem obersten Rand bis hinunter auf den Grund des Meißtos, und um diesen stillsten und ergreifendsten aller Friedhöfe zu vergolden, der Delphi heißt.

Wien.

Adolf Seiber.

Das Gebilde.

Wellen und Wege. Gedichte. Georg Müller in München.

Das Gebilde.

Mit zuckenden Händen hingestellt,
 bangend, daß es zusammensfällt,
 hab' ich aus mir ein Stück Leben.
 Und siehe: es athmet, es ist eine Welt,
 in der tausend Erwartungen beben.

Doch je höher emporstrebt der schimmernde Thron,
 um so härter und fernere fremder schon
 wirft er zurück mir die Blicke.
 Zwei Pole nun sind wir, wie Vater und Sohn,
 getrennt durch die Bahn der Gesche.

Wohl zeugt einst, was mein Wille erwählt
 und was ich gestaltet, zum Wesen befeelt,
 für mich und mein kühnes Vermessen.
 Doch was ich mit tausend Kräften gefählet,
 hat scheidend das Herz mir zerfressen.

Wien.

Siegfried Trebitsch.



Schauspielschule.

Eine Schauspielschule will ich eröffnen. Daß, was immer wieder geleistet und versucht wurde, auf meine Weise zu gestalten suchen. Nichts Anderes bestimmt mich dazu als meine Freude am künstlerischen Menschen und der Wunsch, an der Bewegung des Theaters mitzuarbeiten. Ich bin selbst Schauspielerin. Als ganz junges Mädchen begann ich meine Laufbahn am wiener Burgtheater. Die Begegnung mit Moissi war entscheidend für meinen persönlichen Ehrgeiz; es wurde aufgelöst in der tiefen Befriedigung am Aufstieg dieses Mannes, dem damals sofort, noch ehe er Gelegenheit hatte, seine Bedeutung ganz zu entwickeln, mein künstlerischer Glaube gehörte. Dieser Instinkt für Wesen und Art hochbegabter Menschen hat mich nie verlassen. Ich werde sie erkennen, überall, diese Begabten. Nicht an der Farbe ihrer Augen, nicht an ihrer Gestalt, vielleicht nicht einmal an Dem, was sie selbst für ihr Bestes halten, sondern an untwägbaren

Zeichen, am Klang der Stimme, am Blick, an einer Summe zusammenfließender Eigenschaften, einer bestimmten Konstellation von inneren und äußeren Merkmalen. Keine Mühe, mir zu gefallen, kann mich dabei verwirren; sie verdeckt nur die Wahrheit oder enthüllt eine Unsicherheit des Charakters.

Den Begabten will ich helfen. Eine Schule bietet hierzu die Möglichkeit. Der Ruf geht an Alle, die auf dem Weg zur Kunst, aus dem Selbsterhaltungstrieb der Kraft heraus, nach erster Führung verlangen. Ich will sie lehren, viele Umwege sich ersparen, will, von Kenntnissen und Erfahrungen ausgehend, von ihnen die Gefahr abwenden, durch langes Suchen die Jugend zu kürzen. Sie brauchen die Jugend. Doppelt und dreifach. Sie sollen sie nicht vergeuden. Ihre gesteigerte Erschütterungsmöglichkeit, ihr Temperament, ihr eifriger Erlebensdrang, die große Bewegung-Intensität des schauspielerischen Menschen darf nicht ins Unwesentliche verzettelt, soll zum Bedeutenden gelenkt werden. Kenntniß müssen sie erhalten über die Summe von Kräften, die zu diesem Beruf nothwendig ist und erhalten werden muß. Ihr Körper muß ihnen werthvoll werden: als edelstes Material. Es gilt nicht nur, die blühenden Jahre hinzugeben, es gilt, weit in die Zeit zu bauen. Denn unterwegs wird das Leben immer schwerer von Reichthum. Es gilt, eine Vernunft aufzuschlagen, als besten Egoismus. Die sollen kommen, die von diesem Leben ahnen, wie viel es zu erfüllen hat. Nicht die Müden will ich. Nicht Solche, die sich nirgends wohl fühlen, nicht zu Haus, nicht in der Welt, die ein Morphinat suchen in diesem Beruf für ihre Empfindlichkeit gegen die Realitäten, die nichts ganz lieben und am Theater eine blasse Welt der Illusionen und eine Möglichkeit, von anderem Willen getragen zu werden, suchen. Ich will sie nicht; sie sind die Mißgestalteten, ob sie schön oder häßlich sind; ihre Schönheit ist stumm, ihre Häßlichkeit ein krankhaftes Erbtheil. Selbst wenn sie Darstellungsgabe besitzen, so erniedrigen sie doch das Leben, machen es angstvoll oder banal. Die Andern will ich, die Erschütterten, die von Glück und Leidfähigkeit gleich stark durchzittert sind, deren heiße Impulse da hinaus treiben, wo der Kreis der Seele sich zu Vollkommenheit dehnt. Sie sind zart vor lauter Kraft, ihr Schicksal ist vom Heroismus getragen, auf Wohl und Weh hin gehen sie ihren Weg. Ich kenne sie vor den Andern. Sie zeigen nicht, wer sie sind, sondern, wohin sie zu gelangen vermögen. Sie sprechen die Worte Gott und Sterne und Liebe so aus, daß ich andächtig werde. Wo sie heiter sind, blüht die Erde auf, und wo sie burlesk sind, sehe ich das Kind, wie es unwillig sein Spielzeug zerbricht und weint um die Welt, weil sie in Stücke ist.

„Bringt mir die Begabten, in denen ich das Leben liebe.“ Ich rufe sie.

Berlin NW. 40, Alexanderufer 1.

Maria Moissi.

Pixavon- Haarpflege

auf wissenschaftlicher
Grundlage

Die tatsächlich beste Methode
zur Stärkung der Kopfhaut
und Kräftigung der Haare.

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.



LÖWEN - BIERE

:: sind auf der Höhe! ::

Jahresumsatz: 1912/13 ca. 41 000 hl.
1912 13 ca. 300 000 hl.

Exportnachallen Weltteilen.

Löwen-Urgold :: In Kannen ::
Siphons, Flaschen
überall käuflich
oder bei der

Löwen-Brauerei A.-G.
Berlin N., Fernspr. Norden 10 370—10 372.



Continental

bester

Pneumatic

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.

Gastspiel

des Berliner Metropol-Theaters:

Die Kino-Königin!

Anfang 8 Uhr.

Kleines Theater.

Allabendlich 8 Uhr

Professor Bernhardt.

Geb. Herrnfeld
Theater

Endlich allein

dazu der letzte
Saison-Schlager

Schonzeit-Jäger.

WINTERGARTEN

== Rauchen gestattet! ==

Rajah

La Tortajada

Golemanns

gemischter Dressurakt

und eine Auslese

hervorragender Kunstkräfte!

Thalia-Theater

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl 4410.

Puppchen

Fassen-Novität von J. Keen u. C. Kraatz.
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld,
Musik von Jean Gilbert.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Restaurant Hundekehle

== im Grunewald ==

Restaurant Central-Hôtel

Déjeuner M 3.—

Diner & Souper M 4.—

Diskrete Künstler - Musik

Säle für Hochzeiten, Konferenzen und Festlichkeiten.

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



*Elektr. Handmassage-Apparat
im Gebrauch*

Ausstellung der **AEG**
für Haushalt u. Werkstoff
Königsgrätzerstr. 4

Die **FLEDERMAUS**
mit ihrem Paradiesgarten • Unter den Linden 14
übertrifft Alles!

• Hochbetrieb von 12 bis 4 Uhr

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena

Allabendlich:
Kunstlauf-
Produktionen

Prunkvolle
Eis-Ballets

Admirals-Theater

Admirals-Bad

Tag und Nacht
:: geöffnet ::

Herren- und
Damen-Abteilung
Luxus-Bäder

stets abwechslungs-
reiches Programm

Max Hellwig

Fabrik N. 20, Drontheimer Str. 27.

Tel. Moabit 4682. 8-5 Uhr,
nach 5 Uhr Tel. Pankow 3591.

Spez.: **Feuersichere
Bücherschränke
u. Aktenschränke.**

Grosse Ersparnis
durch billige Preise, leichtes Gewicht,
geringe Transportkosten.



Reiseführer



Baden-Baden

Pension Luisenhöhe

Haus I. Ranges in bester Kurlage.

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Coblenz a. Rh.

Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachbau m. d. latest. Ererungenschaft. d. Hôtelhygieneausgestatt. Situngs- u. Konferenz-zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar, Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel

I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmster, ruhigster Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger

Bad Ems Hôtel Russischer Hof

Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hamburg- Park-Hôtel Teufelsbrücke

Klein-Flottbek

Haus I. Ranges. 4 Hektar gross. Park a. d. E. Eig. Landungsbrücke. Weinrestaurant C. F. Möller, Jungfernstieg 24.

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“

Neu erbaut 1913.

Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6. Vornehmes Wein-Restaurant. Fließk. kalt. u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer. Wohn- u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8553. Dir: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof.

Weinrestaurant, Konferenz-Säle.

Haus d. D. Offizier-Vereins. I. Haus am Platze. Vornehmes Inn. W. Lande.

Bad Homburg v. d. H. Ritter's Park-Hotel

Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Köln - Savoy-Hôtel

am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental

am Dom 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad

Kreuznach Hôtel Royal - d'Angleterre

(Radiumsolbad)

und Badeetablisement. Appartements und Einzelzimmer mit Toilette- u. Badezimmer für Radium-Sole und Süsswasser.

Luzern Hotel Schweizerhof

600 Betten moderner Komfort.

Besitzer: Gebrüder Hauser.



Reiseführer



München ☐ **Park-Hotel** ☐
Jeder Komfort. Bestens empfohlen.

Nürnberg **Württembergischer Hof**
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tomdorf

Ostende-Plage **Splendid Hôtel:** 400 litr.
Hôtel Continental: 350 litr.
Pension-Arrangements. Chambres depuis 6 frs.
Hôtel de la Plage: 350 litr.
Hôtel et Restaurant de Luxe.
Les Hôtels possèdent tous les comforts modernes.

PRAG **Hôtel de Saxe** Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

STRASSBURG i. E. **Palast-Hotel Rotes Haus** **ERSTEN RANGES**
:: Prächtiger Neubau ::
Ruhige, schönste Lage
— AUTO-GARAGE —

Strassburg i. E. Restaurant Sorg
Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Höhenluftkurort (740 m
ab. M.) **Freudenstadt**
Schwarzwaldhotel. **Hotel Waldlust.**

I. R. auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahn. I. R. an Lage, Vornehmheit der Ausstattung
mitten l. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark. — der Glanzpunkt Freudenstadts. —
Autogarage, 10 Boxen, 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle.
Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer. H. C. Luz.

Bad Hersfeld

Flaschenversand Kurzeit:
zu Hause. gegen **Magen- u. Darm-Krankheiten**, I. 5. bis I. 10.

Gicht, Gallensteine, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit.

Lullusbrunnen

Grunewald- Rennen.

Sonntag, den 31. August, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Ottoland-Jagdrennen

(Preise 10 000 M.)

Preis von Criewen

(Preise 10 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,
Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:
1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahr-
karten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrs-
Büro, Potsdamer Platz“ (Café Josty), Weltreisebureau
„Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des
Westens, Taubentzenstr. 21—24.

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deck-
kraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-
Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem
Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einer-
seits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird
ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und
dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Donnerstag, den 4. September, nachm. 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Hoffnungs-Preis

(Preise 18 000 M.)

Stuten-Biennial

1912/13

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	„ 9,—
Ein 1. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren . . .	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

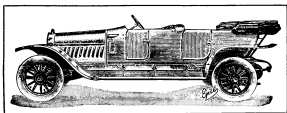
Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 K, 99, 35 und 44, Autoomnibus &c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreißandstrasse, Ecke Katschbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreißandstrasse u. Hohenzollernkorso, Telephon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Des Wunschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtolletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.



OPEL

An Produktion bedeutendste
Automobil-Fabrik Deutschlands

ADAM OPEL, RÜSSELSHEIM a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courbièrestr. 14



ÖSTERREICHISCHER LLOYD, TRIEST

„THALIA“ Vergnügungsfahrt

**X. Herbstreise nach Griechenland,
der Türkei und der Krim.** Vom 3. Okt.
bis 2. Nov.

Triest, Korfu, Pirkus (Athen und Eleusis), Konstantinopel (Selamlik), Yalta (Kurfal, Livadia), Batum (Tiflis), Mudania (Brussa), Smirna (Ephesus), Nauplia (Argos), Catacio (Olympia), Gravosa (Ragusa), Buzi (Grotte), Brioni, Triest. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. 600.— an.

Landausflüge durch Theo. Cook & Son, Wien.

Regelmässige Schiffslinien:

Nach Dalmatien: Eilerverkehr mit den neuen Dreischraubendampfern „Baron Gautsch“, „Prinz Hohenlohe“ und „Baron Bruck“, jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag um 8 Uhr früh über Brioni, Pola, Lussinpiccola, Zara, Spalato, Gravosa (Ragusa), Castelnuovo, Cattaro und retour; Fahrdauer Triest—Cattaro 27½ Stunden.

Nach Alexandrien: Expressverkehr mit den neuen Luxusdampfern „Wien“ und „Helouan“ jeden Freitag um 1 Uhr nachmittags, ab Triest; Reisedauer Triest—Alexandrien 3 Tage und Brindisi—Alexandrien 2 Tage.

Nach Konstantinopel: Eilinie, jeden Dienstag um 2 Uhr nachm. ab Brindisi, Corin, Patras, Pyrius (Athen), Dardanellen; Fahrdauer Triest—Konstantinopel 6 Tage.

Ermässigte Spezialfahrkarten mit Hotelverpflegung: a) Triest—Corfu—Triest; b) Triest—Patras (Athen)—Triest; c) Triest—Kairo—Triest und d) Triest—Kairo—Athen—Triest.

Angenehme **Seereisen** ab Triest nach interessanten Häfen **Dalmatiens, Albaniens, Griechenlands, der Türkei, des Schwarzen Meeres und Aegyptens** mit regelmässig verkehrenden Post- und Warendampfern.

Prospekte gratis und Auskünfte bei den Generalagenturen des Oesterreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; Köln, Wallrafplatz 7, Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 31; München, Weissenstrasse 7, Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Breslau, Alfred Kohn, Christianstrasse 31; Leipzig, Friedrich Otto, Georgiring 3; Dresden, Weltreisebureau Kap. von Kloch, Neue Schwelbitzerstrasse 6, Wien I, Kärntnering 6; Geaf, A. Neutal, Je Coaltre & Co., Grand Quai 24; Prag II, Wenzelsplatz 67.

PICCOLA

Schreibmaschine

für Büro, Reise und Haus



hat die Vorzüge der bekannten
teuren Büro-Schreibmaschinen
bei **halbem** Preis

bei **geringerem** Gewicht
bei **kleinerem** Umfang

PICCOLA - Schreibmaschinen
G.m.b.H., Berlin SW. 68 Z.

Erdmannsdorfer Möbel



AUSSTELLUNG

moderner künstlerischer
Büros und Herrenzimmer

BERLIN W. 9
Potsdamer Str. 22 a
(an der Brücke), 1. Etage

□

Ermässigte Preise
wegen Umzug bis 10. September

**Besonders günstige
Kaufgelegenheit**

Kataloge gratis und franko

LP

UNA ARK

**Sämtliche
Attraktionen
neu!**

Eintritt bis 5 Uhr frei!
Saison-Karten Mk. 3.—

Licht-Spiele
**Mozart-
Saal**
Hollendorffplatz

**Das glänzende
Eröffnungs-
Programm**

Neuer Deutscher Hausrat

Zweckmäßig, schön, preiswert ♦ Man verlange Preisbuch D 97
mit über 150 Bildern. Preis Mf. 1.80. Dazu D. Friedrich Naumanns
neue Schrift (Preis 50 Pfennig)

Der Deutsche Stil

Deutsche Werkstätten

Hellerau bei Dresden ♦ Berlin W., Bellevuestraße 10 ♦ Dresden A., Ring-
straße 15 ♦ München, Wittelsbacher Platz 1 ♦ Hannover, Königstraße 37 a
Die Lieferung erfolgt in Deutschland frei Bahnfraktion.

Schneiders Kunstsalon Frankfurt a. M.
: Rossmarkt 23 :
Gemälde und Graphik I. Ranges.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

Ferd. Rothschild
Hofl.

Bandagen
Erfurt

HUGO KLOSE

==== Kaffee - Grossrösterei ====
Kolonialwaren - Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 191

Filiale A:

Wilmsdorf, Nürnbergerpl. 2
Tel. Amt Pfb. 2490

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115
Tel. Amt Charl. 8473

Charaktere-

Ergründg. Vernehmmt. briefl. **Spezialsache.** Seit 20 J.
Ausschluss banaler Deutg. — setzt Selbstverständliches
 voraus. **Prospekt frei.** P. Paul Liebe, Augsburg I.

SCHULHEIM HELLERAU

(Leitung: Marienpfarrrer a. D. Winfried Köhler, Frau v. Münchhausen.)

Schule für Knaben und Mädchen von 7—13 Jahren. Besteht aus 2 Klassen. Vervollständigte Schulunter-
 richts-Ordnung. Kleiner Klassen. Gebührende Schul- und Sporteinrichtungen von Tag und Nacht.
 hoh. Oberlehrer. Fortbildung für höhere Schulstufen. Sonderlehre für Kinder in der Provinz.
 Fortbildung. Vervollständigte Schul- und Sporteinrichtungen. Fortbildung für Kinder in der Provinz.

DALCROZE-SCHULE HELLERAU

Spezielle Gymnastik, Gesangslehre, Musiklehre als Vorbereitung zu Musikstudien, Tanz, Gitarre,
 sowie zur weiteren Vertiefung und geübten Ausbildung für schulpflichtige Kinder.

Prospekte durch die Gartenstadt Hellerau 80.

Waldreife Gegend, 100 Meter höher als Dresden. Gute Straßenbahnverbindung.

Universität Grenoble**Sonderkurse für
deutsche Juristen.**

Jedes Semester Sondervorlesungen über

Einführung in die Rechtswissenschaft und Römisches Recht,

teilweise in deutscher Sprache, für Juristen ersten Semesters.
 Gleichzeitig Sonderkurse über französische Sprache, Literatur und Phonetik
 für Ausländer. Auskünfte und Prospekte kostenfrei: **Comité de Patronage
 des Etudiants Etrangers, Grenoble (France).**

Reinhardtquelle

bei Wildungen

das Nierenwasser!

Wirkungen einer Hauskur

Die ausserordentlich wichtige und folgenschwere Nierenarbeit wird erleichtert
 und angeregt, die Zylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden heraus-
 gespült, der Eiweißgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot
 nehmen ab, die überschüssige Harnsäure, welche die Ursache zu allen rheumatischen
 und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Gries und Nierensteine gehen ohne
 besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, der
 Magen, Nieren und Blase werden gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein
 Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war.

Man frage den Arzt. — Ca. 30 Flaschen zu einer Hauskur. — Literatur frei durch

Reinhardtquelle S. m. b. H. bei Wildungen &

Reinhardtquelle erhältlich in Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt
 ab Quelle.

Engros-läger in Berlin: J. F. Heyl & Co., Charlottenstr. 56. —

Dr. M. Lehmann, Dortmund Str. 11/12. — Joh. Gerold Nachf., Friedrichstr. 122.

MÖBEL MESSE

AUSSTELLUNG: **AM ZOO** 16. AUGUST BIS
HALLE 3. SEPTEMBER 1913
GEÖFFNET 10-8 UHR EINTRITT FREI
TISCHLER-INNUNG ZU BERLIN

Automobil - Versicherungs - Bureau **Bruno Fischer** Berlin W., Schöneberger Ufer 13

Telephon Amt Lützow 9350 und 6592.

Automobil - Versicherungen

I. Gegen Beschädigung und Verlust durch:

1. Feuer, Explosion, Kurzschluss;
2. Zusammenstoß mit anderen Fahrwerken;
3. Diebstahl des Fahrzeugs oder einzelner Teile desselben;
4. Gleiten und Schleudern auf schlüpfrigem Terrain;
5. Karambolage mit Laternen, Prellsteinen, Strassenrändern;
6. Abgleiten über Strassenböschungen, Absturz im Gebirge;
7. Böswillige Beschädigung durch dritte Personen (Zerschneiden der Polster, Zertrümmern der Scheiben, unerlaubtes Inbetriebsetzen usw.);
8. Nicht erkennbare Mängel an der Konstruktion und am Material usw.

II. Gegen Beschädigung dritter fremder Personen auf Grund des Automobilhaftpflichtgesetzes

zu billigsten Prämien u. günstigsten Bedingungen.

Die Möbel-Messe am Zoo, die wieder einmal auf dem Plan erschienen ist, erfreut sich eines sehr starken Besuches.

Es sind etwa 60 Tischlermeister und Möbelfabriken, die an dieser Ausstellung beteiligt sind. Gegen 200 Räume, eingerichtet in vornehm gebiegener Form, zeigen dem Besucher, auf welcher hohen Stufe die Berliner Holzindustrie heute steht. Die Vielseitigkeit der Ausstellung ermöglicht es jedem Interessenten, sich seine Wohnung seinen Bedürfnissen entsprechend auszustatten, denn von den billigen Arbeiter- und Beamtenwohnungen angefangen bis zu den reichsten Einrichtungen ist alles vertreten.

Der Eintritt zur Möbel-Messe am Zoo ist frei, und ermöglicht es die Besuchszeit von 10-8 Uhr einem jeden, diese sehenswerte Ausstellung zu besichtigen. Die Messe dauert vom 16. August bis 3. September cr. und ist auch Sonntags bei freiem Eintritt geöffnet.



„Ich sehe nicht mehr

gern in den Spiegel, weil mein Haar immer dünner wird.“

Nichts macht älter als dünner Haarwuchs — —
 Ein Haar, das dünn ist, ist krank — —
 Krankes Haar durch beliebiges Haarwasser er-
 neuern zu wollen, ist unmöglich.

Ohne genaue Kenntnis des Haarleidens ist eine richtige Behandlung aus-
 geschlossen. Deshalb lassen Sie Ihr Haar sofort mikroskopisch untersuchen.

**Völlig kostenlos und ohne jede Verbind-
 lichkeit für Sie**

gewähren wir Ihnen mikroskopische Haaruntersuchung und Raterteilung seitens un-
 serer Spezialärzte, also völlig individuelle Behandlung bei brieflicher Einsendung
 einiger ausgegangener Haare. — Verlangen Sie sogleich die interessante Broschüre
 mit ärztlichen Anleitungen von der

ENERGOS CO. MÜNCHEN Zf.



Hoflieferanten S. K. u. K. Hof. d. Erzherzogs Josef und
 Ihrer K. u. K. Hof. der Erzherzogin Auguste.
 Generaldepot für die Schweiz bei Max Zeller Söhne,
 Apotheke, Remanshorn. Niederlage für Russland:
 Constantin Malm, Petersburg, Morskajastrasse 34.
 Hauptdepot für Hamburg-Altona: Uhlenhorster Apo-
 theke, Ecke Holweg- u. Heinrich-Heertz-Str.



Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Prachtrestaurant

Reunion

... Die ganze Nacht geöffnet ...

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.

NATÜRLICHES

KARLSBADER

SPRUDELSALZ



ist das allein echte Karlsbader

SALZ

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Sonnenverbrannten Teint! Schnellbräunungs-Mittel „Braunolin“

Gibt nach Gebrauch einen haltbaren gebräunten Teint, verdeckt Sommersprossen.

Glänzend bewährt! Flakon M. 2 u. 3.50

Braunolin-Vertrieb M. Schultze,

Berlin W. Bülowstr. 92a.

Sieben erschien der Schlussband von Geschichte d. öffentl. Sittlichkeit in Russland.

Von BERNH. STERN.

ca. 700 Seiten mit 21 interess. Illustrationen
M. 10.—, geb. M. 12.—

Inhalt: I. Russische Grausamkeit. II. Weib u. Ehe. (Hochzeitbräuche u. Lieder etc.) III. Geschlechtliche Moral. IV. Prostitution, Perverrität und Syphilis. V. Folkloristische Dokumente (das Erotische in Literatur und Karikatur. Sexuelles Lexikon, Sprichwörter, Lieder und Erzählungen).

Bd. I. M. 7.—, Geb. M. 8.—. Beide Bde. falls zusammengekauft M. 15.—, Geb. M. 18.—. Ausführl. Kulturgeschichtl. Prosp. gr. fr. H. Barsdorf, Berlin W.30, Barbarossastr. 2111.

Dr. Möller's Sanatorium Diätet. Kuren herrliche Lage
nach Schroth nach Schroth in Birks. Heilort
Presden-Göschers nach Schroth in Kron. Krankh.
Presden-Göschers nach Schroth in Kron. Krankh.

Trauerungen in England

besorgt: Brock's, Ltd. 186, The Grove
Hamersmith, London, W. Geschäftszeit 50 Pf.

== Angrenzend Schreiberhaus. ==

Bade- und Luft-Kurort

Zackental

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhaus.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhöfen)

Erholungsheim

Hötel Sanatorium

Erstklassig und dabei billig.

Nähe Camphausen, Berlin S.W. 11.



90% vom
Reingewinn
den
Verfassern
bei Herausgabe
ihrer

Werke in Buchform. Aufklärung wird gern erteilt. In unserem Verlage erscheinen B. Laue's Werke. Verbreitung z.Z. 60000 Exemplare. Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Inseraten-
Annahme für
„Die Zukunft“ durch
Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner
Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Zfr. 8740
sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditoren



Salem Aleikum Salem Gold

Goldmundstück
Cigaretten

Etwas für Sie!

Preis № 3 4 5 6 8 10
3 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

Oriental. Tabak-u.
Cigaretten-Fabrik
„Yenidze“, Dresden



Inh. Hugo Zietz
Hoflieferant S.M.
d. Königs v. Sachsen



Trustfrei!



Polytechnisches Institut

Abt. für Maschinenbau, Elektrotechnik,
Heizung, Gas- und Wasserfach, Hand-
selsingnr., Hochb., Tiefb., Eisen- u.
Eisenbetonbau.

Meckl.

Strelitz

2 Bahnstunden nördlich von Berlin.

1/2-jähr. neue Vorträge. Kein Ferienzwang. Alle Vorkenntnisse werden berück-
sichtigt. 5 Laboratorien, Lehrwerkstätten. In dem Institut, einer der ältesten, technischen
Bildungsanstalten, haben nahezu 10 000 Männer ihre Ausbildung erhalten, die
zum grossen Teil angesehenen und verantwortungsvollen Stellen in der Praxis
innehaben. Begründet 1875, hat sich die Anstalt aus kleinen Anfängen zu einer
Jahresfrequenz von ca. 1700 Schülern erhoben. Diese hervorragenden Erfolge
verdankt die Schule ihrer zeitgemässen Einrichtung und sicheren Anpassung an
die Ansprüche der rasch vorwärtschreitenden Industrie. Das Institut kennt keine
übermässig langen Ferien, es wird daher nur von solchen jungen Leuten besucht,
die in möglichst kurzer Zeit eine abgeschlossene Ausbildung erhalten wollen.
Programm umsonst.